

Ostalb-Gymnasium
Bopfingen



10 Jahre
1995-2005

Richard-Schieber-Stiftung

Vermächtnis für die Zukunft

10 Jahre Richard-Schieber-Stiftung

Vermächtnis für die Zukunft

Ostalb-Gymnasium Bopfingen

Impressum

Richard-Schieber-Stiftung
Marktplatz 1
73441 Bopfingen

Redaktion

Karl-Heinz Eiberle
Nikolaus Egetenmeyer
Dieter Kiem

Layout & Satz

Michael Fuchs | www.werk51.de

Umschlag

Paul Groll

Druck

Missionsdruckerei
Marianhill
86756 Reimlingen

Auflage

500 Exemplare

Vorwort

Das zehnjährige Bestehen der Richard-Schieber-Stiftung nimmt der Vorstand zum Anlass, in großer Dankbarkeit an den Stifter Richard Schieber zu erinnern und gleichzeitig einer breiteren Öffentlichkeit Rechenschaft abzulegen über das in den vergangenen zehn Jahren Geleistete.

Wir begehen dieses Jubiläum im Rahmen einer Feierstunde mit zahlreichen Gästen und ehemaligen Stipendiaten, wollen aber mit der vorliegenden Festschrift auch eine über den Tag hinaus reichende Zusammenschau vorlegen. Eine Zusammenschau, die verdeutlicht, dass die von der Stiftung gewährten Stipendien, Zuschüsse und Preise zwar die materielle Voraussetzung darstellen, das damit Bewirkte hingegen, der individuelle Leistungsfortschritt, die persönlichen



Die Vorstandsmitglieder 2005.

Erfahrungen und die damit verbundenen Erlebnisse für die Geförderten von wesentlicher und bleibender Bedeutung sind. Wer die Beiträge zum Leben Richard Schiebers und zur Entstehung der Stiftung aufmerksam liest, wird feststellen, dass gerade dieses die Absicht des Stifters war. Die Richtigkeit seiner Idee wird durch die Berichte der Stipendiaten bestätigt.

Es ist dem Vorstand ein Anliegen allen zu danken, die einen Beitrag zu dieser Festschrift geleistet haben. Ein besonderer Dank gilt Herrn Sutschek für die Biografie Richard Schiebers, Herrn Rollenhagen für seine Gedanken zur Entstehung der Stiftung und die Darstellung der ersten Jahre sowie Herrn Fuchs, der kurzfristig die Gestaltung der Broschüre übernommen hat.



Grußwort

Am 21. Oktober 2005 feiern wir das 10-jährige Jubiläum der Richard-Schieber-Stiftung. Wir haben gute Gründe, dieses Jubiläum zum Anlass

zu nehmen, dem Stifter, Herrn Richard Schieber, für diese gute und einzigartige Tat und Herrn Rechtsanwalt Volker Rollenhagen für seine Mitwirkung zu danken.

Der Kaufmann Richard Schieber ist am 3. September 1908 in Bopfingen geboren und am 15. Dezember 1994 in Hamburg gestorben. Er hat in seinem Testament verfügt, dass sein Nachlass einer Stiftung zufallen soll. Diese Idee kam zustande im Zusammenwirken mit seinem langjährigen Berater Herrn Rechtsanwalt Volker Rollenhagen aus Hamburg, welcher als Testamentsvollstrecker die Stiftungserrichtung und die Ausstattung der Stiftung mit dem gesamten

Vermögen des Stifters in die Tat umgesetzt hat. Die Stiftung wurde 1995 errichtet. Der Stiftungsvorstand wurde ernannt; Vorsitzender war Rechtsanwalt Rollenhagen bis ins Jahr 2003, weitere Vorstandsmitglieder sind der jeweilige Bürgermeister und der Leiter des Ostalb-Gymnasiums in Bopfingen.

Da die Ehe des Stifters mit Ruth Schieber, geb. Kapphan kinderlos war, wollte er durch diese Stiftung besondere Leistungen von Schülerinnen und Schülern des Ostalb-Gymnasiums in Bopfingen auszeichnen, Begegnungsmaßnahmen mit Partner-Gymnasien im Ausland fördern und Studienaufenthalte im Ausland ermöglichen.

Diesen einzigartigen Glücksfall für unser Ostalb-Gymnasium wollen wir durch die Jubiläumsfeier und durch diese Broschüre in stetiger dankbarer Erinnerung behalten. Die einzelnen Beiträge in dieser Broschüre schildern das Entstehen der Stiftung (Volker Rollenhagen: „Die Geschichte der Richard-Schieber-Stiftung ist eine Erfolgsgeschichte“), die finanzielle und die rechtliche Situation und das Leben mit der Stiftung.

Anlässlich der Jubiläumsfeier wollen wir in der Aula unseres Gymnasiums ein durch den Künstler und Kunsterzieher Herrn Paul Groll geschaffenes Porträt anbringen.

*Günther Hersacher,
Vorsitzender des Vorstands*



Grußwort

Es war gewiss eine freudige Überraschung, als im Bopfinger Rathaus durch den Anruf von Herrn Rechtsanwalt Rollenhagen aus Hamburg die Ankündigung der Stiftung des ehemaligen Bopfinger Bürgers Richard Schieber einging. Offenbar hatte Richard Schieber stets gute Erinnerungen an seine Schulzeit in Bopfingen. Tatsächlich hat er den Kontakt zu seiner Heimatstadt auch nie abbrechen lassen. Die Idee und der Anstoß zur Stiftung kamen sicherlich von seinem Freund Volker Rollenhagen, der als Rechtsanwalt beruflich häufig in den Vereinigten Staaten war und dort die positive Erfahrung mit Bürgerstiftungen erlebte. Herrn Rollenhagen gilt unser besonderer Dank, auch für seine Vorstandstätigkeit. Im Jahre 2001 gab es in den USA rund 700 Stiftungen, die ein Vermögen

von 30 Milliarden Dollar verwalteten. In Deutschland wurde erst in den letzten Jahren die Idee der Bürgerstiftungen hervorgehoben, dies auch vor dem Hintergrund, Staat und Kommunen zu entlasten.

Anders die Richard-Schieber-Stiftung: Nach dem Willen des Stifters soll die Bildung junger Menschen erleichtert werden, vorwiegend durch die Förderung besonderer Leistungen. Mit Stipendien soll der Besuch von Schulen und Universitäten im Ausland unterstützt werden.

In den vergangenen Jahren konnte zahlreichen Förderanträgen entsprochen werden. Gewiss war es immer nur Hilfe zur Selbsthilfe. Aber viele unserer Schülerinnen und Schüler hätten es sicherlich ohne die Mittel der Richard-Schieber-Stiftung schwerer gehabt, ihr Studienziel zu erreichen.

Leider ist die Ertragslage des circa eine Million Euro betragenden Stiftungsvermögens durch das in den letzten Jahren niedrige Zinsniveau zurückgegangen. Dies soll aber kein Grund zum Jamern sein. Der Vorstand hat sich die Aufgabe gestellt, verantwortlich die geringer werdenden Erträge einzusetzen, und dies ist in all den Jahren gelungen.

*Bernhard Rapp,
Bürgermeister*



Grußwort

Es ist für mich als Vertreter der Schulbehörde eine besondere Ehre, das zehnjährige Bestehen der Richard-Schieber-Stiftung würdigen zu können. In

Zeiten knapper Staatskassen ist das Ostalb-Gymnasium immer noch in der glücklichen Lage, aus Mitteln der Richard-Schieber-Stiftung seinen Schülerinnen und Schülern bei außerschulischen Aktivitäten finanzielle Zuschüsse zu gewähren. Auch ehemalige Schülerinnen und Schüler des Ostalb-Gymnasiums können für Auslandsaufenthalte Stipendien erhalten. Der Bopfinger Kaufmann Richard Schieber zeigte vor 10 Jahren bei seiner Entscheidung, sein Vermögen einer neu zu gründenden Stiftung zu vermachen, außerordentlichen Weitblick, war ihm doch bereits damals klar, dass Auslandsaufenthalten von Schülerinnen und Schülern in

unserer immer stärker globalisierten Welt eine zunehmend größere Bedeutung zukommt. Neben der fachlichen Qualifizierung wird heutzutage in den meisten Berufen auch eine interkulturelle Kompetenz, gepaart mit entsprechenden Fremdsprachenkenntnissen, erwartet. Diese kann nur durch einen längeren Auslandsaufenthalt erworben werden. „Die Begegnung mit anderen Ländern eröffnet Möglichkeiten, die Schülerinnen und Schüler zur Sachlichkeit in der Auseinandersetzung, zum Einstehen für die eigene Meinung und zur Toleranz anzuhalten und zu erziehen. Der Schüleraustausch unterstützt diese erzieherischen Ziele.“ (Bildungsplan für das Gymnasium 1994, Baden-Württemberg, S. 22 – Moderne Fremdsprachen).

Auslandsaufenthalte, insbesondere Schüleraustausch, erweitern nicht nur den Horizont des einzelnen Schülers, sondern haben auch eine internationale Dimension. Im Zusammenleben lernen deutsche und ausländische Partnerschüler, gegenseitige Vorurteile abzubauen, sich in eine fremde Kultur und Sprache hineinzudenken, sowie zu einem friedlichen Miteinander zu kommen. So konnte der Schüleraustausch mit Frankreich, dem unmittelbaren Nachbarn und wichtigstem Handelspartner von Baden-Württemberg, besonders gefördert werden.

Das Ostalb-Gymnasium erkannte schon 1990 die Zeichen der Zeit und strebte nach partner-

schaftlichen Beziehungen mit Ländern jenseits des mittlerweile gefallenen Eisernen Vorhangs und initiierte einen Schüleraustausch mit Estland. Dadurch wurde ein Grundstein für den Bau des gemeinsamen europäischen Hauses, wie sich der damalige sowjetische Staatsführer Michail Gorbachow ausdrückte, gelegt.

Es ist unbestritten, dass künstlerische Betätigungen in besonderem Maße die Persönlichkeitsentwicklung fördern, wovon in den neuen Bildungsplänen unter „Stärkung der Personalkompetenz“ gesprochen wird. So konnten mit Unterstützung der Richard-Schieber-Stiftung an Wochenenden Proben für die Bigband und die Theatergruppe durchgeführt und sogar eine eigene CD herausgegeben werden. Des Weiteren wurden Instrumente für den Musikunterricht und ein Flügel für den zweiten Musiksaal angeschafft.

Durch diese Bezuschussung konnte das kulturelle Angebot in Bopfingen und Umgebung erweitert und somit die besondere Rolle des Ostalb-Gymnasiums als Kulturträger im ländlichen Raum gestärkt werden. Das Regierungspräsidium Stuttgart dankt der Richard-Schieber-Stiftung dafür, dass die Mittel der Stiftung vorwiegend den Schülerinnen und Schülern des Ostalb-Gymnasiums zugute kommen und ihnen damit die Möglichkeit gegeben wird, ein erweitertes Bildungsangebot in Anspruch nehmen zu können.

Mein Dank gilt an dieser Stelle aber auch den Lehrkräften und dem Leiter des Ostalb-Gymnasiums, die durch ihren unermüdlichen Einsatz und ihr großes Engagement die vielen Aktivitäten erst ermöglichen, die von der Richard-Schieber-Stiftung gefördert werden und von denen die Schüler nachhaltig profitieren.

*Thomas Heckert,
Regierungspräsidium Stuttgart
Abteilung Schule und Bildung*



Grußwort

Als ich mich 1999 um die Stelle des Schulleiters am Ostalb-Gymnasium bewarb, erfuhr ich zum ersten Mal von der Richard-Schieber-Stiftung.

Schulleiter sind üblicherweise gewohnt, sich jedes Jahr aufs Neue mit dem Schulträger auseinander zu setzen, um die notwendigen Geldmittel für Lehr- und Lernmittel, größere Anschaffungen und auch die Sanierung von Gebäuden zu erhalten. Es schien traumhaft zu sein, eine Schule zu leiten, die finanziell aus dem Vollen schöpfen konnte. Manche Idee entstand – und zerplatzte wie eine Seifenblase, denn der Stifter und sein Testamentsvollstrecker hatten vorgesorgt. Die Erträge des Stiftungskapitals sollten den Schülerinnen und Schülern sowie den Absolventen des Ostalb-Gymnasiums zugute kommen. Die Anschaffung von Ausstattungs-

gegenständen durfte nur dann erfolgen, wenn der Schulträger dazu nicht verpflichtet war.

Nach mittlerweile sechs Jahren Mitarbeit im Vorstand der Stiftung – der Schulleiter des Ostalb-Gymnasiums ist kraft Amtes Mitglied im Vorstand – bin ich überzeugt, dass Richard Schieber den richtigen Weg gewiesen hat. Es ist ungemein wichtig, junge Menschen aus ihrer engeren Heimat hinauszuführen und ihnen so neue Erfahrungen zu ermöglichen. Erfahrungen, die über die Schulbildung hinaus zur Bildung und Prägung der Persönlichkeit entscheidend beitragen. Was ich damit meine, wird in den Berichten der Stipendiaten deutlich, von denen einige in dieser Festschrift zusammengestellt sind.

In den letzten Jahren ist mir aber auch deutlich geworden, dass die Stiftung selber aktiv werden muss, um begabten jungen Menschen eine möglichst optimale Förderung zukommen zu lassen. Ich persönlich möchte hier gerne mehr gestalten und nicht nur auf die gestellten Anträge reagieren. Dies ist sicher im Sinne Richard Schiebers, der mit seinem Werk nicht nur Fördermöglichkeiten eröffnen wollte, sondern vor allem auch darauf bedacht war, Leistungsanreize zu schaffen.

Die Schulgemeinschaft des Ostalb-Gymnasiums ist sich der besonderen Möglichkeiten bewusst, die durch die Richard-Schieber-Stiftung entstanden sind. Wir sind dankbar für das groß-

herzige und in die Zukunft gerichtete Vermächtnis Richard Schiebers; wir sehen uns in der Pflicht seine Ideen und Ziele dauerhaft mit Leben zu erfüllen.

Im Namen der Schülerinnen und Schüler, der Elternschaft und des Kollegiums möchte ich dem Vorstand der Stiftung herzlich danken für die gute, vertrauensvolle Zusammenarbeit und die großzügige Unterstützung der Schüler und der Schule.

*Dieter Kiem,
Schulleiter des Ostalb-Gymnasiums*

Richard Schieber

Biografie

Richard Schieber wurde am 3. September 1908 in Bopfingen als drittes Kind des Leimfabrikanten Gustav Schieber und dessen Frau Luise Schieber geboren. Er besuchte zunächst die Schule in Bopfingen, wechselte dann an die Ober-Real-schule in Aalen und legte dort die Prima-Reife ab.



Richard Schieber (zweiter von links) im Alter von 8 Jahren mit Schwester Bertha (links), Mutter Luise und Bruder Rudolf (rechts).



Richard Schieber im Jahre 1928

Seine kaufmännische Laufbahn begann Richard Schieber am 15. Juli 1925 als Lehrling bei der Stuttgarter Chemikalien-, Farbwaren- und Öl-großhandlung Herkommer & Bangerter GmbH. Hier durchlief er alle Abteilungen des Betriebs und hatte reichlich Gelegenheit sich mit den kaufmännischen Fächern vertraut zu machen. Da genoss er eine sehr gute kaufmännische Ausbildung, die er Mitte Januar 1928 erfolgreich beendete.

Um sein kaufmännisches Wissen zu erweitern ging er nach Hamburg. Hier arbeitete er zuerst für kurze Zeit als Volontär bei einem befreundeten Spediteur und danach als Angestellter der Firma Rhenania-Ossag Mineralölwerke AG, wo er seine Kenntnisse im Bereich des Ölgeschäfts erweitern konnte. Da aber Richard Schieber als

weltoffener Geist in die Ferne drängte, nahm er Ende 1928 eine Stellung bei der Importfirma D. H. Nonnenkamp an, in der Hoffnung hierdurch ein Sprungbrett ins Ausland zu haben.

Mitte 1929 wechselte er dann zu der Häute-Importfirma C. Jansson nach Antwerpen. Zahlreiche Reisen weiteten seinen Blick für



Richard Schieber (oberste Reihe, zweiter von links) mit seinen Bopfinger Schulkollegen vor dem Eingang der St. Blasius Kirche.

andere Länder und Menschen, ein Interesse, das ihn zeitlebens begleiten sollte. Nach Ablauf seiner Aufenthaltserlaubnis kehrte Richard Schieber nach Bopfingen zurück. Hier war er nun in dem elterlichen Betrieb tätig. Seine Kenntnisse in einigen Spezialfächern erweiterte er an der Handelshochschule in Mannheim.

So gerüstet gründete er in Hamburg 1937 sein eigenes Unternehmen, Kretzschmar & Schieber. Die Firma war im Häute- und Fellhandel tätig, gewann schnell an Bedeutung und zählte bald zu den führenden Unternehmen der Branche in Hamburg. Eine Veränderung trat auch in seinem Privatleben ein: 1935 heiratete er die Bopfingerin Ruth Kappahn.

Als geselliger Mensch engagierte er sich in den Hamburger Vereinen, vor allem in dem

Ruderverein „Vikinger“ und war als Vorstand die Seele des Vereins. Im Kreise seiner Kunden, Lieferanten und Kollegen erfreute er sich hohen Ansehens.

Im Jahre 1943 wurde Richard Schieber zum Militärdienst eingezogen. 1945 kehrte er aus Russland nach Bopfingen zurück. Da wegen der Zoneneinteilung das Reisen sehr eingeschränkt war, blieb er in seiner Heimat und gründete die Lederhandlung Schieber, deren Sitz in Stuttgart war. Die Firma existierte bis ca. 1950. Schon 1947 gelang es ihm nach Hamburg zu reisen und seinen Platz in der dortigen Firma wieder einzunehmen. Nach dem Ausscheiden seines Partners aus dem Unternehmen 1961 führte er die Geschäfte bis zu seinem Tode 1994 allein weiter. In seinem Testament verfügte er, dass sein Nachlass nach dem Tod seiner Gattin Ruth einer Stiftung zufallen solle. Die Ehe mit Ruth war kinderlos geblieben. Ruth Schieber starb am 11. Februar 1995.

Die Senatskanzlei der Freien und Hansestadt Hamburg erteilte am 13. Juni 1995 der rechtskräftigen Stiftung des bürgerlichen Rechtes mit der Bezeichnung „Richard-Schieber-Stiftung“ die erforderliche Genehmigung.

Zweck der Stiftung ist es, die Bildung junger Menschen zu fördern, indem besondere Leistungen einzelner Schülerinnen und Schüler des Ostalb-Gymnasiums in Bopfingen, besonders



Im Jahre 1935 Hochzeit mit Ruth Kappahn.



Richard Schieber im Jahre 1970.



Richard Schieber 1994 auf dem Ipf.

aus den letzten beiden Klassen vor dem Abitur unterstützt und mit einem Geldbetrag oder Preisen ausgezeichnet werden. Außerdem sollen Schülerinnen und Schüler der genannten Schule durch Stipendien gefördert werden, die es ihnen ermöglichen, vergleichbare Bildungsanstalten im Ausland zu besuchen.

Die gute Erinnerung wohl an seine Geburtsstadt und an die in Bopfingen verbrachten Schul-

jahre veranlassten den Kaufmann Richard Schieber, den jungen Menschen aus seiner Heimat eine dauerhafte Zuwendung zu machen. Dies unterstreicht seine Verbundenheit mit der jungen Generation.

Seine Verbundenheit zur Geschichte seiner Heimatstadt und seinen ausgeprägten Gerechtigkeitsinn zeigt ein von ihm viel zitierter Spruch von der Bautafel des alten Bopfinger Rathauses von 1587: „Ein Manns Red, ein halben Red, man soll sie hören bed.“

*Felix Sutschek,
Kulturbeauftragter der Stadt Bopfingen*

www.ksk-ostalb.de



Vertrauen in die Zukunft unserer Region!

Der Ostalbkreis, seine Bürgerinnen und Bürger, die Unternehmen, Kommunen und Vereine zeichnen sich durch außergewöhnliche Qualitäten und Leistungen aus.

Die Kreissparkasse Ostalb engagiert sich auch in Zukunft als verlässlicher Partner für die weiterhin positive Entwicklung des Ostalbkreises.

 **Kreissparkasse Ostalb**

Eine Erfolgsgeschichte



Volker Rollenhagen

Vor etwa 50 Jahren begann ich meine Berufstätigkeit als Rechtsanwalt in Hamburg und bekam sehr frühzeitig Kontakte zu den zahlreichen in Hamburg ansässigen Häute- und Leder-Im- und Exporteuren, weil einer meiner Klassenkameraden den Beruf des Außenhandelskaufmannes mit Schwerpunkt Häute und Leder ergriffen hatte. So lernte ich Richard Schieber kennen, wir verstanden uns von Anfang an und ab und zu hatte er meinen Rat nötig, konnte ich ihm bei der Verfolgung seiner Ansprüche dienlich sein. Richard Schieber war ein so korrekter Kaufmann, dass ich mich an keinen einzigen gegen ihn gerichteten Prozess erinnern kann. Eigentlich war der Kontakt eher locker und um

so überraschter war ich, als mich Richard Schieber im Sommer 1994 aufsuchte, um mit mir ein ihn sehr quälendes Problem zu besprechen. Seine Ehe war kinderlos geblieben, er hatte keine direkten Nachkommen und somit niemand, der sein Lebenswerk hätte weiterführen können. Ihm kam es darauf an, mit seinem erarbeiteten Vermögen etwas Sinnvolles zu tun, was ihn überdauern würde und geeignet war, Menschen, für die sonst ein Vater sorgt, den Weg zu ebnen.

Der Zufall wollte es, dass ein anderer meiner Klienten in nahezu gleicher Lage eine Lösung gefunden hatte, sein sehr erhebliches Vermögen zukunftsgestaltend in einer testamentarischen Verfügung festzulegen. Er errichtete eine Stiftung, die später sein Erbe antreten sollte und deren Zweck unter anderem war, begabten Schülern des Gymnasiums, an dem er sein Abitur abgelegt hatte, Preise für besonders herausragende Leistungen zukommen zu lassen.

Dieses Beispiel im Kopf schlug ich Richard Schieber eine ähnliche, weitergehende Lösung vor. Ich fragte ihn, wie er dem Gedanken einer Stiftung gegenüberstehen würde, deren Zweck in der Auszeichnung von besonderen Leistungen von Schülern seines heimatlichen Gymnasiums bestünde, seien es Fachnoten, Gesamtergebnisse, aber auch soziale Zuwendungen oder Gruppenarbeiten. Weiterhin könne an die Vergabe von

Stipendien an förderungswürdige Schüler gedacht werden und an Zuschüsse für Auslandssemester.

Richard Schieber versprach, darüber nachzudenken und schon wenige Zeit später suchte er mich wieder auf. Er erklärte, dass diese Stiftungs-idee seinen ungeteilten Beifall fände. Ich sollte mich an die Ausarbeitung eines entsprechenden Testaments machen, was ich auch tat.

Wir waren darüber einig, dass die Stiftung nach den Bestimmungen des Hamburgischen Stiftungsgesetzes nach seinem Tode durch mich errichtet werden und das Stiftungskapital aus Richard Schiebers Nettonachlass bestehen sollte. Den Zweck der Stiftung legte Richard Schieber so fest, wie er heute in der Satzung steht, und er bestimmte, dass der Vorstand aus mir als Vorsitzendem sowie dem jeweiligen Bürgermeister der Stadt Bopfingen und dem jeweiligen Leiter des Ostalb-Gymnasiums bestehen sollte.

Richard Schieber starb völlig überraschend nur kurze Zeit, nachdem er das Testament bei einem Hamburgischen Notar errichtet hatte. Den testamentarischen Bestimmungen entsprechend gründete ich als Testamentsvollstrecker die vorgesehene Stiftung, die alsbald durch die Senatskanzlei der Freien und Hansestadt Hamburg genehmigt wurde. Die Richard-Schieber-Stiftung war nunmehr existent. Das Nettonachlassvermögen, welches Frau Ruth Schieber zur

Nutzung bis zu deren Tode zur Verfügung stand, wurde auf die Stiftung übertragen, weil auch Frau Ruth Schieber nur wenige Monate nach ihrem Mann verstarb.

Mit einem ersten Brief wandte ich mich nun an die beiden für den Vorstand vorgesehenen Personen und fragte sie, ob sie bereit seien, die ihnen zugedachte Aufgabe zu übernehmen. Ich kann mir gut vorstellen, was der damalige Bürgermeister und der Schulleiter gedacht haben müssen, dass so plötzlich aus heiterem Himmel auf die Stadt Bopfingen und deren Gymnasium eine Einrichtung kam, die es in dieser Form noch nirgendwo gegeben hatte. Das Gymnasium hatte in der Person eines früheren Schülers einen Mäzen gefunden, der das Gymnasium zu einer besonderen Ausbildungsstätte machte.

Den Schülern des Ostalb-Gymnasiums wurden Leistungsanreize versprochen, begabte, aber sozial bedürftige Absolventen konnten mit Stipendien oder Zuschüssen zur Studienförderung rechnen. Aber auch Jahresaufenthalte an ausländischen Schulen und Bildungseinrichtungen wurden möglich.

Bürgermeister und Schulleiter sagten begeistert zu – ich hatte keine andere Reaktion erwartet. Die Richard-Schieber-Stiftung nahm ihre Arbeit auf und weil vor zehn Jahren eine für heutige Verhältnisse besonders gute Zins-situation bestand, konnte die Stiftung nicht nur

Preise vergeben, sondern auch umfangreiche Unterstützungszusagen machen. Aber nicht nur das: dank einer verständnisvollen Aufsichtsbehörde in Hamburg war es möglich, den Stiftungszweck ganz im Sinne des Stifters zu erweitern und so der Stiftung zu ermöglichen, auch Lehrmittel anzuschaffen, deren Beschaffung der Stadt Bopfingen unmöglich ist, außerdem konnte die Stiftung jetzt den Kontakt mit Schulen in anderen Ländern fördern.

Seit ihrer Gründung hat die Richard-Schieber-Stiftung aus den Erträgen des Stiftungsvermögens, welches für immer erhalten bleibt und nicht angetastet werden darf, fast 450.000 € an Schülerinnen und Schüler des Ostalb-Gymnasiums vergeben können.

Dass in den letzten Jahren infolge des verminderten Zinsaufkommens die zur Verteilung gelangenden Mittel gegenüber den früheren Jahren nur eingeschränkte Zuwendungen erlauben, ist ein einsehbarer, aber hoffentlich sich wieder ändernder Zustand. Die Stiftung erfüllt ihren Zweck und zwar auf allen Gebieten.

Ich habe den Vorsitz im Stiftungsvorstand nach achtjähriger Tätigkeit aufgegeben, weil ich der Überzeugung bin, dass jede Vorstandstätigkeit nach einer angemessenen Zeit beendet werden sollte, damit neuen Köpfen Gelegenheit gegeben wird, neu nachzudenken. Auch habe ich mich von dem Gedanken leiten lassen, dass die



Herr Rollenhagen bei seiner Verabschiedung durch Schulleiter Dieter Kiem.

Richard-Schieber-Stiftung, deren Sitz im Übrigen inzwischen von Hamburg nach Bopfingen verlegt worden ist, von am Ort lebenden Personen geführt werden sollte, nachdem die Kinderjahre überstanden sind und die Stiftung erwachsen geworden ist.

Mit dem nun gewonnenen Abstand darf ich sagen, dass Richard Schieber, wenn er uns Menschen von oben betrachtet, mit seiner Entscheidung, seinen Nachlass nicht in der fernen Verwandtschaft zu verteilen, sondern eine dauerhafte Einrichtung zum Nutzen von leistungsbereiten und förderungswürdigen jungen Menschen zu schaffen und seinem alten Gymnasium zu

ermöglichen, besondere Gegenstände, wie zum Beispiel den wunderbaren Konzertflügel für den Musikunterricht, anzuschaffen, mehr als zufrieden sein kann. Mit dieser Stiftung hat sich Richard Schieber ein immerwährendes Denkmal gesetzt, so, als hätte er ein ihm versagt gebliebenes Kind gehabt.

Stiftungen haben in Hamburg eine besondere Tradition. Es hat stets zu den vornehmsten Pflichten eines hanseatischen Kaufmannes gehört, in seiner Stadt eine gemeinnützige Stiftung zu erreichen, damit den Menschen geholfen wird, denen der Erfolg versagt geblieben ist, und damit die Institutionen erhalten bleiben, an denen sich die Bürger erfreuen und die einen Teil unserer Kultur darstellen. Richard Schieber war ein Hanseat mit süddeutscher Prägung, er hat seine Heimat nicht vergessen, so wenig, wie er seine schwäbische Sprache verloren hatte. Und wenn er sprach, dann merkte man ihm seine Pffiffigkeit an, seinen Humor und seine Freude am Leben. Aber er wusste auch, dass sein

Erfolg nicht ererbt oder beiläufig gewonnen war. Er wusste, dass zum Erfolg Fleiß, Zuverlässigkeit, Disziplin und Pünktlichkeit gehören und eine gehörige Portion Weltoffenheit. Hamburg

war für ihn wie für viele andere Menschen das Tor zur Welt und er hielt dieses Tor offen. In diesem Bewusstsein bestimmte er unter anderem als einen Stiftungszweck die Förderung von Auslandskontakten. Ihm war klar, dass in einer immer kleiner werdenden Welt nicht mehr der alle paar Jahre nach Übersee reisende Kaufmann im Welthandel eine Rolle spielen würde, sondern dass eine dauerhaft erworbene Kenntnis von Land und Leuten außerhalb der engeren Heimat die

unverzichtbare Voraussetzung für

Aufstieg und Erfolg ist.

Er wusste von der Bedeutung der Erfahrung im Umgang mit den Lebensgewohnheiten und Umständen fremder Völker und von der Beherrschung anderer Sprachen mit den für einen



Ausländer in der Regel unverständlichen und unerklärbaren Einzelausdrücken. Fremde Märkte zu erobern erfordert Beweglichkeit, nicht nur körperliche, vor allem geistige. Das hat Richard Schieber fördern wollen und ich denke, es ist ihm im Rahmen seiner finanziellen Möglichkeiten hervorragend gelungen. Es wäre wünschenswert, wenn dieses Beispiel Schule machen würde und jede deutsche Schule eine Richard-Schieber-Stiftung hätte. Dass privat und deshalb weit kostengünstiger als staatlich verwaltete, festgeschriebene Vermögensmassen für Zwecke dieser Art zur Verfügung stehen und an Ort und Stelle entschieden wird, was zu geschehen hat, wäre ein erstrebenswertes Ziel. Die relativ bescheidenen Mittel der Richard-Schieber-Stiftung haben, davon bin ich überzeugt, mehr bewirkt, als ein drei- und vierfach größeres von einer fernen Behörde verwaltetes und verteiltes Mittelvolumen jemals hätte erreichen können. Richard Schiebers Gedanke, den Schulleiter als Kenner der schulischen Leistungen der Schüler und der Sach- und Fachbedürfnisse des Gymnasiums, den Bürgermeister als Kenner der sozialen Einbindung der Schüler in der Gemeinde und einen Dritten als Außenstehenden mit der in Zweifelsfragen entscheidenden Stimme in den Vorstand zu berufen, bezeugt nicht nur den klaren Verstand dieses Stifters und seine Vorstellung, wie solche Institutionen geleitet werden

sollten und funktionieren, sondern auch sein ausgewogenes Denken in der Frage, wie ein Entscheidungsgremium besetzt sein sollte. Sachkenntnis in jeder notwendigen Richtung und der gehörige Abstand zum alltäglichen Konflikt, wie er in jeder Gemeinde nahezu unvermeidlich ist, sind die besten Voraussetzungen für eine erfolgreiche Verwaltung. Richard Schieber hat dem Vorstand seiner Stiftung eine erfreuliche, nicht immer leichte Aufgabe zuge-dacht. Ich glaube, wir alle, die dem Vorstand angehört haben und angehören, sind uns der in der Berufung liegenden Verpflichtung stets bewusst gewesen. Wir hoffen, dass Richard Schieber uns eine gute Note erteilt und wir, gehörten wir zum Kreis der Empfangsberechtigten, nicht nur eine lobenswerte Erwähnung, sondern auch einen Preis erhalten würden. Die Geschichte der Richard-Schieber-Stiftung ist eine Erfolgsgeschichte und deshalb steht es auch so in der Überschrift.

Wir alle, die wir an der Geschichte mitarbeiten durften, danken Richard Schieber und versprechen ihm, dass wir sein Werk in Ehren halten und immer gut verwalten werden.

*Volker Rollenhagen,
Rechtsanwalt,
Testamentsvollstrecker*



Die Richard-Schieber-Stiftung

Stiftungen sind immer Ausdruck eines besonderen persönlichen Anliegens des Stifters. Sein Vermächtnis zu Gunsten der von ihm errichteten Stiftung ist nicht nur materiell, sondern in hohem Maße ideell. Aus diesem Grunde ist der vom Stifter beabsichtigte Stiftungszweck die entscheidende Leitlinie für die Arbeit der Stiftung.

Herr **Richard Schieber**, geb. am 3. September 1908 in Bopfingen, war als Kaufmann in der Lederbranche in Hamburg tätig. Er war verheiratet mit Ruth Schieber, geb. Kapphan aus Bopfingen. Die Ehe war kinderlos. Er starb am 15. Dezember 1994 in Hamburg, seine Ehefrau wenige Monate später. Richard Schieber wollte mit seinem Vermögen „etwas Sinnvolles tun, was ihn überdauern würde und geeignet war, Menschen, für die sonst ein Vater sorgt, den Weg zu ebnen“.

Er holte den Rat seines Bekannten und Rechtsanwalts, Volker Rollenhagen, in Hamburg ein und so kam die Idee der Gründung einer Stiftung zustande. Er hat ein Testament errichtet und verfügt, dass sein gesamtes Vermögen in eine Stiftung eingebracht wird, die nach seinem Tod begründet wird und deren Zweck er im Testament festgelegt hat. Die Ausführung dieses letzten Willens hat er in die Hände von Volker Rollenhagen gelegt. Dieser hat nach dem Tod von Richard Schieber die dem Testament entsprechende Stiftungssatzung errichtet und die gesetzlich vorgeschriebene staatliche Anerkennung eingeholt. Die Anerkennung erfolgte durch den Senat der Freien und Hansestadt Hamburg am 13. Juni 1995, denn die Stiftung hatte zu dieser Zeit ihren Sitz in Hamburg.

Die sensationelle Nachricht von dieser großzügigen väterlichen Zuwendung für Schülerinnen und Schüler des Gymnasiums in Bopfingen verbreitete sich sehr schnell und sorgte für große Freude.

Gemäß der Stiftungssatzung war der Testamentsvollstrecker, Herr Rechtsanwalt **Volker Rollenhagen**, der Vorsitzende des Vorstands. Weitere Vorstandsmitglieder waren der damalige Bürgermeister der Stadt Bopfingen, Herr Erich Göttlicher, und der Leiter des Ostalb-Gymnasiums, Herr Oberstudiendirektor Jürgen Schick. An die Stelle von Herrn Bürgermeister Göttlicher ist nun Herr Bürgermeister Bernhard Rapp

getreten und an die Stelle des Herrn Schick der jetzige Leiter des Ostalb-Gymnasiums, Herr Oberstudiendirektor Dieter Kiem.

Herr Rollenhagen ist am 30. Juni 2003 aus Altersgründen aus dem Vorstand ausgeschieden; im Hinblick auf meine Erfahrungen als Testamentsvollstrecker und Notar wurde ich zu seinem Nachfolger als Vorsitzender des Vorstands ernannt. Ich habe das Amt gerne angenommen. Inzwischen weiß ich, wie viel Aufwand und Verantwortung mit dem Amt eines Vorstands in dieser Stiftung verbunden sind.

Daher danke ich namens des Vorstands allen bisherigen Vorstandsmitgliedern für ihre hervorragende ehrenamtliche Tätigkeit. Dies gilt im besonderen Maß für Herrn Rollenhagen, der die



Die Preisträger des Abiturjahrganges 2000.

Spuren des Stifters weitergeführt und dessen Willen in die Tat umgesetzt hat; mehrmals im Jahr hat er den weiten Weg von Hamburg nach Bopfingen zu den Vorstandssitzungen auf sich genommen. Inzwischen wurde der Sitz der Stiftung von Hamburg nach Bopfingen verlegt.

Der **Zweck der Stiftung** ist in der Satzung wie folgt formuliert:

„Zweck der Stiftung ist es, die Bildung junger Menschen zu fördern, indem besondere Leistungen Einzelner, insbesondere Schüler und Schülerinnen aus den letzten beiden Klassen vor dem Abitur des Ostalb-Gymnasiums in Bopfingen gefördert und mit einem Geldbetrag oder Preisen ausgezeichnet werden. Außerdem sollen Schüler und Schülerinnen der genannten Schule dadurch gefördert werden, dass ihnen Stipendien für den Besuch für Schulen oder Schulen gleichgestellten Einrichtungen im Ausland gewährt werden. Die Stiftung kann darüber hinaus besondere Exkursionen, insbesondere Begegnungsmaßnahmen (Schüleraustausch etc.) mit Partner-Gymnasien im Ausland fördern und zur Anschaffung besonderer Lehrmittel beitragen, die außerhalb der Verpflichtungen des Schulträgers liegen“.

Damit ist auch klargestellt, dass die Stiftung keine Leistungen erbringt, soweit die Stadt Bopfingen hierzu gesetzlich verpflichtet ist. Dies wird von der Stadtverwaltung nicht nur respektiert, sondern sie hat sich ihrerseits sogar bereit erklärt,

die Verwaltungsgeschäfte, soweit sie nicht durch den Leiter des Gymnasiums wahrgenommen werden, durch die Stadtverwaltung zu erledigen. An dieser Stelle sei Herrn Sekler, welcher die finanziellen Angelegenheiten der Stiftung geschäftsführend erledigt, Dank und Anerkennung ausgesprochen.

Der Stiftungsvorstand erstellt jährlich nach gewissenhafter Prüfung der Erfüllung des Stiftungszwecks eine Jahresrechnung, welche von einem Angehörigen der steuerberatenden Berufe geprüft wird. Wie jede Stiftung, so unterliegt auch die rechtsfähige Richard-Schieber-Stiftung der staatlichen Aufsicht durch das zuständige Regierungspräsidium. Im steuerlichen Bereich wird die Stiftung durch das Finanzamt überwacht, welches die Gemeinnützigkeit in regelmäßigen Abständen prüft.

An dieser Stelle haben wir ein **großes Anliegen** im Interesse der Stiftung:

Unsere Stiftung kann Spendenbescheinigungen (für Spenden und für Zustiftungen) erteilen. Und wir erteilen diese sehr gerne und Sie können sicher sein, dass diese Spenden entsprechend dem Stiftungszweck und daher äußerst sinnvoll verwendet werden.

Das Vermögen einer Stiftung darf grundsätzlich nicht verbraucht werden. Es muss dauerhaft erhalten bleiben. Nur die Zinsen und sonstigen Erträge dürfen für die Zwecke der Stiftung ver-



Die Preisträger des Abiturjahrganges 2004.

wendet werden. Aus steuerlichen Gründen dürfen andererseits Erträge auch nicht angespart werden, um das Stiftungsvermögen zu vergrößern. Eine solche wünschenswerte Erweiterung unseres Stiftungsvermögens ist nur durch sogenannte „Zustiftungen“ möglich. Solche Zuwendungen an unsere Stiftung müssen daher als „Zustiftungen“ bezeichnet werden und haben zur Folge, dass sie dauerhaft zum Grundstock des Stiftungsvermögens vereinnahmt werden und dass ihre Erträge jährlich zweckgemäß verwendet werden. Es müssen keine Millionen sein, jeder Betrag, und sei er noch so gering, erfüllt seinen Zweck. Selbstverständlich können außer Geld auch sonstige Vermögensgegenstände, bis hin zu Grundbesitz, gespendet oder zugestiftet werden.

In die Zukunft gedacht können wir uns auch vorstellen, dass Schülerinnen und Schüler, die von der Richard-Schieber-Stiftung größere Zuwendungen z.B. für ein Auslandsstudium erhalten haben, in späteren Jahren dieser Stiftung eine angemessene Spende zukommen lassen.

Vom Betteln zurück zum Thema Stiftungszweck. Das Hauptziel der **Aufgaben des Vorstands** ist die Umsetzung der Idee des Stifters in die Tat. Hierzu wurden und werden Richtlinien ausgearbeitet, die weitere Details regeln. Kernaufgabe ist es, den jungen Menschen Leistungsanreize zu bieten, indem Leistungsbereitschaft und herausragende Leistungen in gewisser Weise belohnt werden. Dazu gehören die im Stiftungszweck ausdrücklich angesprochenen Preise für die Schülerinnen und Schüler der Jahrgangsstufen 12 und 13. Dazu gehört aber auch die Teilnahme am Schüleraustausch mit Estland, für den die zehn leistungsbesten Schülerinnen und Schüler der Jahrgangsstufe 10 eines jedes Jahres ausgewählt werden. Nicht zuletzt gehört zu diesen Anreizen auch die Aussicht auf eine Förderung im Rahmen des Einzelschüleraustausches oder bei Auslandssemestern oder -praktika im Rahmen des Studiums oder der Berufsausbildung. Ein besonderes Anliegen war Richard Schieber, dass jungen Menschen ermöglicht werden sollte, im Rahmen der Ausbildung fremde Länder und Kulturen kennen zu lernen und dabei Kontakte

zu jungen Menschen aus diesen Ländern zu knüpfen. Damit war sicher auch die Absicht verbunden, durch den Blick in die Ferne die Wahrnehmung für das eigene Umfeld und die persönliche Situation zu schärfen. Daraus ergibt sich die zweite Hauptaufgabe der Stiftung, nämlich die Förderung von Schüleraustausch- und Schülerbegegnungsmaßnahmen sowie die Förderung der verschiedenen Arten von Auslandsaufenthalten.

Der Vorstand ist stets bemüht, nach gewissenhafter Prüfung jedes Einzelfalles im Interesse des Stiftungszweckes und des Willens des Stifters und unter Berücksichtigung aller Aspekte – von den Schulzeugnissen bis hin zu den sozialen Verhältnissen der Familie – im Rahmen einer gerechten Verteilung der jährlichen Erträge die richtigen Entscheidungen zu treffen.

Wir wünschen der Richard-Schieber-Stiftung eine ertragreiche und damit erfolgreiche Zukunft in dankbarer Erinnerung an den Stifter und hoffen auch auf Spenden und Zustiftungen. Wir danken allen, die bisher für die Richard-Schieber-Stiftung tätig waren und im Hinblick auf das bevorstehende Jubiläum ihren Beitrag leisten.

*Günther Herscher,
Vorsitzender des Vorstands*

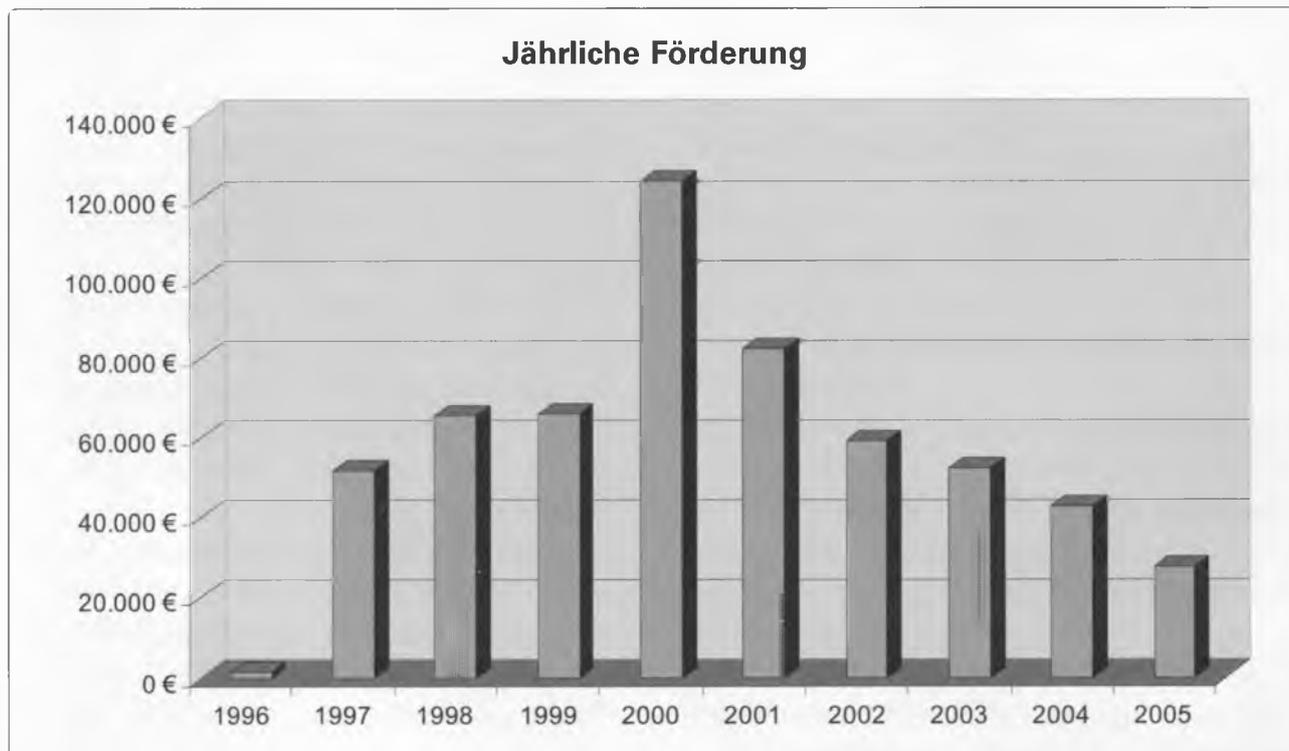
Finanzielle Basis und bisher erbrachte Leistungen der Richard- Schieber-Stiftung

Wenn im Folgenden die bisherigen Leistungen der Richard-Schieber-Stiftung zusammenfassend vorgestellt werden, so muss immer bedacht werden, dass die ersten Jahre natürlich geprägt waren durch das Herantasten an mögliche Förderschwerpunkte, die Auslotung der finanziellen Möglichkeiten und das Reagieren auf die Vorgaben der Aufsichtsbehörden. Die Entscheidungen des Vorstandes über förderungswürdige Projekte oder Vorhaben und die Höhe der finanziellen Unterstützung wurden von diesen Rahmenbedingungen entscheidend beeinflusst. Richard Schieber hat seine Stiftung mit einem

Kapital in Höhe von 1,08 Millionen Euro ausgestattet. Es ist die Aufgabe des Vorstandes, dieses Kapital in seinem Wert zu erhalten, so dass die Aufgaben der Stiftung ausschließlich aus den Kapitalerträgen und möglichen Spenden bestritten werden müssen. Da die Stiftung bislang keine Spenden eingeworben hat, ist offensichtlich, dass die zur Verfügung stehenden Fördermittel vom Zinsniveau auf dem Kapitalmarkt bestimmt werden. Dies bedeutet, dass die jährlich zur Verfügung stehenden Mittel seit der Errichtung der Stiftung erheblich geringer geworden sind. Durch die Vorgabe, das Stiftungskapital in seinem Wert zu erhalten, verbietet sich auch jegliche spekulative Anlage des Vermögens, die man in der Hoffnung auf eine höhere Rendite in Erwägung ziehen könnte. Der Vorstand sieht außerdem mit Sorge, dass das Stiftungskapital durch eine – wenn auch geringe – Inflation an realem Wert verliert. In Zukunft wird es notwendig sein, dem inflationsbedingten Wertverlust durch Zustiftung oder Spenden zum Stiftungskapital entgegenzuwirken.

In welchem Umfang konnte nun die Richard-Schieber-Stiftung in den vergangenen zehn Jahren die Schule, die Schülerinnen und Schüler sowie die Absolventen und Absolventinnen des Ostalbgymnasiums unterstützen?

Von 1996 bis 2005 hat die Stiftung das Ostalbgymnasium, seine Schülerschaft und die Ehe-



Grafik 1: Jährliche Förderbeträge seit Errichtung der Stiftung. Zu den besonders hohen Beträgen in den Jahren 2000 und 2001 finden sich nähere Ausführungen im Text.

malignen mit einem Betrag von insgesamt € 574.000,- gefördert. Allein schon die Höhe dieses Betrages macht deutlich, wie weitsichtig die Entscheidung Richard Schiebers war. Die Grafik 1 zeigt, welche Förderbeträge von der Stiftung jährlich vergeben wurden. Die im Vergleich sehr hohen Beträge in den Jahren 2000 und 2001 erklären sich dadurch, dass es dem Vorstand aus steuerlichen Gründen nicht mög-

lich war, die nicht benötigten Mittel dem Stiftungskapital zuzuführen. In diesen Jahren wurden vermehrt Anschaffungen für das Ostalbgymnasium getätigt, zu denen der Schulträger nicht verpflichtet war. Unter anderem wurden damals der Flügel für den Musiksaal sowie eine Grundausstattung für das Methodentraining angeschafft. Außerdem wurden erhebliche Mittel für die Schülerbücherei bereitgestellt. In allen

anderen Jahren spiegeln die Förderbeträge in etwa auch die Ertragslage der Stiftung wieder, wobei der Betrag für das Jahr 2005 noch nicht vollständig erfasst ist. Für die Zukunft ist davon auszugehen, dass der Stiftung - das gegenwärtige Zinsniveau vorausgesetzt - jährlich etwa € 25.000,- bis € 30.000,- an Fördermitteln zur Verfügung stehen werden.

Aus Grafik 2 ist zu entnehmen, dass sich die Mittel, die von der Stiftung vergeben wurden, annähernd gleichmäßig auf die verschiedenen Bereiche verteilt haben. Allerdings haben sich auch hier in den vergangenen 10 Jahren Entwicklungen ergeben, aus denen deutlich wird, wie sich die Förderpraxis der Stiftung den Erfordernissen der Antragsteller und den finanziellen Gegebenheiten angepasst hat. Die Ausführungen zu den einzelnen Bereichen werden dies verdeutlichen.

Die Anschaffungen für das Ostalb-Gymnasium wurden vor allem in den Jahren 2000 und 2001 in erheblichem Umfang gefördert, während in den letzten Jahren nur wenig oder gar keine Mittel bereitgestellt wurden.

Bei der Förderung der Studienfahrten und des Schüleraustausches profitieren alle teilnehmenden Schüler von der Unterstützung durch die Richard-Schieber-Stiftung. Dabei werden die Studienfahrten und der Schüleraustausch mit Frankreich durch einen festen Betrag je Schüler

gefördert, während beim Estlandaustausch, an dem die besten Schüler der 10. Klassen teilnehmen, die Fahrtkosten nach Estland übernommen werden.

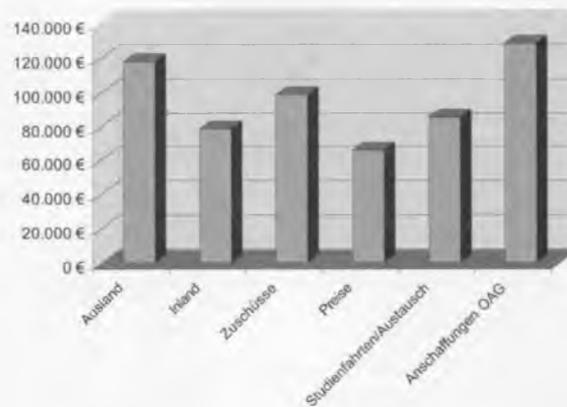
Die in der Satzung vorgesehene Auszeichnung von guten und sehr guten Schülerleistungen in den letzten beiden Jahrgangsstufen des Gymnasiums war von Beginn an eine Kernaufgabe der Stiftung. Es werden Geldpreise vergeben, wobei Abiturienten mit einem Notendurchschnitt von 1,0 bis 1,9 sich über einen Betrag von € 250,- freuen dürfen, während die Besten in den vierstündig unterrichteten Fächern einen Preis in Höhe von € 150,- erhalten. Für Schüler mit einer Belobigung ist ein Betrag von € 100,- vorgesehen. Darüber hinaus vergibt die Stiftung auch einen Preis für besonderes Engagement in der Schulgemeinschaft, mit dem prinzipiell Schüler aller Klassenstufen ausgezeichnet werden können.

Dass Schülerinnen und Schüler für Leistungen im Abitur Geldpreise in dieser Höhe erhalten, ist landes-, wenn nicht sogar bundesweit einmalig. Die Absicht der Vorstandsmitglieder in der Gründungsphase war, dass die Abiturienten damit eine Unterstützung für die Anschaffung von Literatur und Arbeitsmaterialien für das nachfolgende Studium erhalten sollten. Es hat sich jedoch im Lauf der Jahre gezeigt, dass die Preisgelder in der Regel nicht für diesen Zweck verwendet wurden. Der Vorstand reduzierte aus

verschiedenen Gründen die Höhe der Preise ab dem Jahr 2002 und wird möglicherweise angesichts der Ertragslage eine weitere Kürzung in Betracht ziehen müssen.

Unter dem Begriff Zuschüsse sind alle Fördermaßnahmen zusammengefasst, bei denen Schülerinnen und Schüler beziehungsweise Absolventen des Ostalb-Gymnasiums einen Zuschuss für einen Auslandsaufenthalt im Rahmen des Schüleraustausches oder für kürzere Praktika im Ausland erhalten haben. In 68 Fällen konnte eine Förderung bewilligt werden; insgesamt wurden in diesem Bereich € 99.000,- aufgewendet. Gerade beim Einzelschüleraustausch sind die Kosten oft erheblich (für einen sechsmonatigen Schulbesuch im Ausland ist mit einem Betrag von etwa € 5.000,- zu rechnen), so dass die Zuschüsse der Stiftung die Belastungen für die Familien deutlich reduzieren. Der Vorstand verkennt allerdings nicht, dass ein solcher Aufenthalt im Ausland manchmal aus finanziellen Gründen gerade für die Schüler nicht möglich ist, die sich mit ihren Leistungen dafür qualifizieren. Obwohl die Stiftung bereit ist hier auch mit höheren Förderbeträgen zu helfen, wird in diesen Fällen ein Einzelschüleraustausch meist gar nicht in Erwägung gezogen. In den letzten Jahren hat sich ein Bereich herausgebildet, der zwar von den Zahlen her nicht ins Gewicht fällt, der aber aus der Sicht des Vorstandes und der Schulleitung

Förderung nach Aufgabenbereichen



Grafik 2: Verteilung der Fördermittel auf die einzelnen Aufgabenbereiche

des Ostalb-Gymnasiums außerordentlich wichtig ist. Die Stiftung unterstützt Schülerinnen und Schüler, die von der Schulleitung für eine Maßnahme der Begabtenförderung empfohlen werden, indem sie die Tagungsgebühren oder Eigenanteile der Schüler zu einem großen Teil übernimmt.

In den Anfangsjahren der Stiftung war es möglich, Absolventen des Ostalb-Gymnasiums Stipendien für ihr Studium, das üblicherweise im Inland durchgeführt wurde, zu gewähren. Die für die Stipendiaten notwendige Verlässlichkeit konnte nur durch langfristige Zusagen gewährleistet werden. Dies hätte im Lauf der

Jahre dazu geführt, dass nur wenige Absolventen in den Genuss einer Förderung hätten kommen können. Aus diesem Grund ist der Vorstand in den letzten Jahren davon abgekommen, Stipendien für ein Studium im Inland oder gar ein Vollstipendium zu gewähren. Allerdings sind Ausnahmen denkbar, wenn besondere Umstände wie etwa das Vorliegen einer sozialen Härte im Einzelfall eine Förderung für sinnvoll erscheinen lassen.

Das Kennenlernen fremder Kulturen war für Richard Schieber ein Anliegen, das er durch seine Stiftung in besonderer Weise gefördert sehen wollte. Auslandssemester und Auslandspraktika im Rahmen eines Studiums werden heute immer häufiger von den Universitäten verlangt bzw. nachdrücklich empfohlen. Bei der Suche nach einem Arbeitsplatz ist der Nachweis eines Auslandsaufenthaltes nicht selten das entscheidende Argument um zum Erfolg zu kommen. Der finanzielle Aufwand für ein Studium oder Praktikum im Ausland ist in der Regel sehr hoch, da meistens Studiengebühren in erheblicher Höhe zu entrichten sind und außerdem die Lebenshaltungskosten in anderen Ländern häufig deutlich höher sind als in Deutschland. Es ist dem Vorstand ein Anliegen, die Belastung durch diese zusätzlichen Kosten gegenüber einem Studium im Inland mit entsprechenden Förderbeträgen zu reduzieren. Seit ihrer Gründung hat die Stiftung in diesem Bereich 27 Stipendi-

aten mit insgesamt rund € 118.000,- gefördert.

Noch ein Wort zu den Verwaltungskosten. Die Arbeit der Stiftung wird in besonderer Weise von der Stadt Bopfingen unterstützt. So verzichtet die Stadtverwaltung seit einigen Jahren auf die ursprünglich vereinbarte Kostenpauschale, mit der die Inanspruchnahme von sächlichem und personellem Verwaltungsaufwand abgegolten werden sollte. Dieser Verzicht kommt in vollem Umfang den Stipendiaten zugute. Die notwendigen Verwaltungskosten, die durch Aufwandsentschädigungen, Prüfungskosten und Ähnliches entstehen, liegen nach Ansicht des Vorstandes deutlich unter denen vergleichbarer Stiftungen.

Die Richard-Schieber-Stiftung unterliegt als gemeinnützige Stiftung dem Stiftungsrecht und wird beim Regierungspräsidium Stuttgart als eingetragene Stiftung geführt. Dieses übt auch die Stiftungsaufsicht aus. Die Stiftung wird regelmäßig von einem vereidigten Wirtschaftsprüfer geprüft; der Prüfbericht wird der Stiftungsaufsicht vorgelegt. Der Jahresabschluss ist dem Finanzamt im Rahmen einer Steuererklärung vorzulegen; außerdem wird regelmäßig die Gemeinnützigkeit der Stiftung vom Finanzamt geprüft.

*Dieter Kiem,
Schulleiter des Ostalb-Gymnasiums*

Ausgewählte Berichte der Stipendiaten

■ Vorbemerkung

Die Bedeutung der von der Richard-Schieber-Stiftung gewährten materiellen Unterstützung erschließt sich erst aus den Berichten, die von den Stipendiaten nach den geförderten Aufenthalten eingereicht werden. An einigen ausgewählten Berichten soll einerseits die Bandbreite der geförderten Maßnahmen deutlich werden und andererseits gezeigt werden, welche vielfältigen Erfahrungen den Einzelnen dadurch ermöglicht werden.

Die Berichte wurden nicht oder nur sehr behutsam redaktionell überarbeitet, um die Unmittelbarkeit der Eindrücke auch in der ursprünglichen sprachlichen Form wirken zu lassen. Sehr umfangreiche Berichte wurden teilweise gekürzt,

wobei die Kürzungen nicht in jedem Fall vermerkt sind. Nur am Rande sei darauf hingewiesen, dass aus der Länge der abgedruckten Berichte kein Rückschluss auf die Höhe der von der Richard-Schieber-Stiftung gewährten Förderung gezogen werden kann.

In allen Berichten wurde von den Stipendiaten immer auch der ganz individuelle Dank für die erhaltene Förderung zum Ausdruck gebracht. Da diese Passagen in der Regel sehr persönlich gehalten sind und in unterschiedlicher Weise in Berichten und Anschreiben auftauchen, haben wir uns entschieden, sie nicht abzudrucken.

Stipendiat der Richard-Schieber-Stiftung

Im Sommer 1996 stand es fest: ich durfte von nun an einen Studienplatz für Humanmedizin mein eigen nennen. Das „Abi“ kaum ein Jahr her, gerade frisch von der Bundeswehr entlassen, stand ich nun vor der bis dato größten Herausforderung meines Lebens. Was ein Wohnortwechsel und der Beginn des Studiums und somit der Eintritt in einen neuen, großen Lebensabschnitt bedeuten, sollte mir erst einige Zeit später bewusst werden. Dutzende Fragen, Probleme und bürokratische Hindernisse galt es nun innerhalb von wenigen Wochen zu überwinden, über die ich mir in den 19 Jahren zuvor nie Gedanken gemacht hatte. Weil ich auch nie musste.

Als ich eines Abends mit meinen Eltern beisammen saß, fragte mich mein Vater: „Sag mal, Sohnmann, wie gedenkst Du eigentlich Dein Studium zu finanzieren?“ Volltreffer.

„... weil ich auch nie musste ...“ gelangte zu einer neuen Bedeutung in diesem Augenblick. Ausgaben für Miete, Bücher, Kurs- oder sonstige Gebühren, Lebensmittel und sehr viel anderes mehr kannte man ja in keinsten Weise, bislang hatte man sich ja brav unter Mutters Rock vor der großen, weiten Welt versteckt.

Die Frage meines Vaters traf mich völlig unvorbereitet und bereitete mir einige schlaflose Nächte, bis sich wenige Tage nach diesem Gespräch ein möglicher Lösungsweg eröffnete. Den genauen Wortlaut vermag ich leider nicht mehr wiederzugeben, aber in der „SchwäPo“ wurde die Gründung der Richard-Schieber-Stiftung als Förderungswerk für ehemalige Schülerinnen und Schüler des Ostalb-Gymnasiums bekannt gegeben.

Nicht viel später beschloss ich, mich bei der Richard-Schieber-Stiftung um ein Stipendium zu bewerben. Formlos, denn Hoffnungen malte ich mir nicht wirklich aus. „Besonders förderungswürdig“ war eines der Schlagworte, an welche die Vergabe der Stiftungsmittel geknüpft war. Traf das auf mich zu?

Eine Antwort auf diese Frage erhielt ich etwa acht Wochen später aus dem Munde von Herrn Oberstudiendirektor Schick, dem damaligen Leiter des Ostalb-Gymnasiums, während seines Abendspaziergangs mit seinem Hund.

„Oh, gut dass ich Sie sehe, es gibt Neuigkeiten für Sie!“ verkündete er mir gut gelaunt. „Die Richard-Schieber-Stiftung hat Sie für ein Stipendium angenommen!“ Mit diesen Worten begannen sechs Jahre, in denen ich von der Richard-Schieber-Stiftung finanziell unterstützt wurde. Die enormen Vorteile, die einem als Stipendiaten dadurch zuteil werden, erkennt man erst später. Zwar genießt man als Student scheinbar den Luxus von 5

Monaten Semesterferien pro Jahr, aber Geld zur Finanzierung des Studiums verdienen und alle Praktika ableisten lässt sich manchmal nur schwer unter einen Hut bringen. Durch die Unterstützung der Richard-Schieber-Stiftung war es mir möglich, überdurchschnittlich viele Praktika in insgesamt 6 verschiedenen klinischen Disziplinen mit einer Gesamtdauer von über 13 Monaten abzuleisten. Vorgeschrieben sind laut Studienordnung 4 Monate. Zeit, die sonst für Semesterferienarbeit „verloren“ gegangen wäre, konnte ich für meine Ausbildung nutzen, um mir somit einen Vorteil gegenüber meinen Kommilitonen zu erarbeiten.

Auf eine Erfahrung blicke ich mit besonders guten Erinnerungen zurück: mein 6-wöchiges Auslandspraktikum in Tansania. Nachdem ich bereits ein Jahr zuvor dort gewesen war, absolvierte ich eine mehrwöchige Famulatur im Bereich der Anästhesie im „Kilimanjaro Christian Medical Center (K.C.M.C.)“ in Moshi/Tansania. Als ich von dort zurückkam, war meine erste Frage beim Betreten des elterlichen Hauses: „Kommt gerade Wasser?“ Mein Weltbild war durch diesen Auslandsaufenthalt kräftig zurechtgerückt worden und ich kann nur jedem empfehlen, sich einmal diesen Erfahrungen auszusetzen. Man betrachtet so manches, vor allem in der Medizin, aus einem ganz anderen Blickwinkel und wirft einen weiten Blick über den sehr nahe liegenden Rand des „medizinischen Teller-

randes“! Ohne Förderung durch die Richard-Schieber-Stiftung wäre dieser Auslandsaufenthalt wohl nicht zu finanzieren gewesen, denn die tansanische Regierung langt bei ausländischen Studenten gerade bezüglich Studien- und Aufenthaltsgebühren ordentlich hin!

Nach dem Studium schloss sich die Knechtschaft als Arzt im Praktikum an, 1166 € brutto für viel Arbeit, wie sollte man denn da möglicherweise während des Studiums angefallene Schulden oder ein Bafög-Darlehen zurückzahlen? Und in Zukunft: Studiengebühren?

Rückblickend kann ich ruhigen Gewissens sagen, dass ich ohne die Förderung der Richard-Schieber-Stiftung mein Studium nicht so praxis- und erfahrungsorientiert hätte durchführen können. Ferienjobs hätten viele sehr wertvolle Praktika unmöglich gemacht. Und das in einem Studiengang, in welchem Patientenarbeit und Erfahrung im Umgang mit Menschen wohl die wichtigsten Faktoren überhaupt sind.

Ich danke der Richard-Schieber-Stiftung für ihre jahrelange Förderung und hoffe, dass noch viele andere die Vorteile eines Stipendiums der Richard-Schieber-Stiftung nutzen können.

Dr. V. Wieland

Bauen in Krisengebieten – Entwurfsarbeit und Exkursion im Architekturstudium

Nach über einem halben Jahr möchte ich Sie an dieser Stelle über das vergangene Sommersemester unterrichten; wieder waren es sechs Monate, die mit viel Arbeit, aber auch spannenden Erlebnissen und vielen neuen Eindrücken ausgefüllt waren. Geprägt wurde diese Zeit in erster Linie von meiner Entwurfsarbeit, zahlreichen Exkursionen und dem Bemühen um eine Praktikantenstelle in einem guten Architekturbüro. Der eigentlichen Entwurfsarbeit war ein vierwöchiges Seminar über Südosteuropa vorangestellt. Dabei lernten wir die Geschichte, die Kultur und nicht zuletzt die Ereignisse des letzten Jahrzehnts zu begreifen.

Meine spezielle Aufgabe war die Auseinandersetzung mit der österreichischen Architektur und deren ortstypische Ausprägung in Bosnien während der österreichischen Besatzung zwischen 1878 und 1919. Schwierig war es, dazu Literatur zu finden. Einige kopierte Fachzeitschriften hatte ich mir aus Wien zuschicken lassen, dazu kamen dann noch zwei Bücher auf Serbokroatisch, die dieses Thema behan-

deln. Glücklicherweise kenne ich eine Kroatian, die mir als Übersetzerin zur Seite stand. Die Arbeitsergebnisse wurden in Buchform gebunden; jedem Studenten wurde ein Exemplar ausgehändigt. Erst kurz vor der Exkursion nach Mostar wurden wir über die Entwurfsaufgaben informiert. In Übereinstimmung mit der Stadt Mostar und der Aga-Khan-Stiftung, die wesentlich an der Förderung und Koordinierung des Wiederaufbaus der Stadt Mostar beteiligt ist, wurden uns Stuttgarter Studenten im Rahmen des Wiederaufbauprogramms „Mostar 2004“ drei Themen zugeteilt.

Professor Podrecca teilte jedem Studenten ein Thema zu, ohne zuvor nach unseren Wünschen oder Neigungen zu fragen. Fünf Kommilitonen wurden mit der Neuplanung einer im Krieg zerstörten orthodoxen Kirche betraut, vier mit dem Anbau an ein ehemaliges Hotel, vier andere, darunter ich, sollten sich mit dem Städtebau im Gebiet „Mejdan“ beschäftigen. Architekturstudenten aus anderen Ländern bearbeiten bis 2004 noch andere Planungsaufgaben in Mostar.

Leider wurde die Entwurfsaufgabe von Seiten des Instituts nur unklar formuliert, weshalb sich ständig die Aufgabenstellung bei uns vier „Stadtplanern“ änderte. Die „Betreuung“ meines Entwurfs erfolgte zu unterschiedlichen Zeiten durch drei verschiedene Architekten an der Uni Stuttgart. Jeder wollte mich in eine



W. Steidle vor der Präsentation seines Entwurfes.

andere Richtung weisen. Ärgerlich war dann auch, dass die lenkende Hand von Professor Podrecca ausfiel, der aus gesundheitlichen Gründen leider erst bei meiner Entwurfsabgabe die Arbeit zu Gesicht bekam.

Nach einiger Zeit vereinbarte ich nur noch Termine mit einem langjährigen Mitarbeiter im Büro Podrecca, der mir dessen Architekturauffassung näher brachte. Viele neue Sichtweisen und Meinungen lernte ich auf diese Weise kennen. Auch aufgrund zahlreicher Gespräche vor Ort entschied ich mich im Gegensatz zu meinen Kollegen für eine umfangreiche Neuordnung des Gebiets und für eine Mischnutzung aus Wohnen, Arbeiten, Kultur und Freizeit. Neben dem Städtebau musste ich mich daher mit verschiedenen architektonischen Themen im Selbststudium befassen. Enttäuschend war aber dann doch das wiederholte Ausbleiben von Korrekturterminen durch Professor Podrecca.

Parallel zum Entwurf habe ich mir ein für mich völlig neues CAD-Zeichenprogramm (Nemetschek Allplan 16.2) beigebracht. Nemetschek, mit Sitz in München, ist in Europa Marktführer der Branche. Es kostete viel Zeit und eine Eselsgeduld, in der Sommerhitze der Stuttgarter Tallage mit den Tücken des Programms zurecht zu kommen. Mit dem Ergebnis meiner Entwurfsarbeit war ich am Ende dann doch zufrieden, wenn auch die Fassaden noch einer Überarbeitung bedurft hätten. Für das heiße Klima der „steinernen Stadt“ Mostar hätten vielleicht die Fensterflächen kleiner ausfallen sollen.

Vor der Abgabe wurden nicht alle Studenten über das Erscheinen eines arabischen Co-Prüfers informiert, der eine Entwurfsvorstellung auf Englisch erforderlich machte. So musste ich ohne jegliche Vorbereitung nach zwei schlaflosen Nächten, in denen das Modell den letzten Schliff erhielt, meinen Vortrag auf Englisch halten, was mehr oder weniger leicht chaotisch endete. Wie wichtig sprachliche Mittel in der Architektur sind, wurde mir dabei wieder bewusst. Professor Podrecca, der ja dabei zum ersten Mal meine Arbeit sah, missverstand so in einigen Bereichen meine Arbeit. Die ordentliche graphische und modellbautechnische Darstellung führte dann aber doch zu einer zufrieden stellenden Note. Vom 5. bis 18. Juni machte sich unsere Entwurfsklasse mit einem Linien-

bus, in dem gewöhnlich „Gastarbeiter“ und ehemalige Kriegsflüchtlinge mitfahren, auf den Weg nach Bosnien. Nach dem Überqueren der kroatisch-bosnischen Grenze hatte man plötzlich das Gefühl, man befände sich in einer anderen Welt. Zerschossene Häuser säumten den Weg, überall traf man auf Blauhelmsoldaten und für die knapp 200 km bis zur herzegowinischen Hauptstadt Mostar benötigten wir wegen des schlechten Straßenzustands und der teilweise zerstörten Brücken über zehn Stunden. Kurz vor Mostar wechselte auch das satte Grün der kleinen Laubbäume in das Beige einer hitzigen Steppenlandschaft. Schon in früheren Jahrhunderten wurden von Mostar bis zur Mittelmeerküste Wälder für den Schiffsbau abgeholzt. Was übrig blieb, wurde während der dreijährigen Belagerung im bosnischen Krieg als Brennholz verwendet.

Zum Glück wurde die üppige Vegetation in der Stadt verschont. In Mostar



Der Entwurf im Grundriss.



Der Entwurf im Modell.

wohnten wir äußerst preiswert und sehr luxuriös in einem frisch renovierten, traditionellen türkischen Haus. Der moslemische Teil Mostars wird von einem bunten Allerlei aus vielen verschiedenen kulturellen Elementen geprägt. Man kann noch sehr viele österreichische Einflüsse erkennen, aber teilweise sehen die Häuser auch aus wie in Italien. Der Besucher erhält dennoch einen türkischen oder arabischen Eindruck, da kleine, verwinkelte Straßen überwiegen, die von orientalischen Läden gesäumt werden. Außerdem existieren heute noch etwa fünfzig Moscheen in der Stadt, die allerdings von Gläubigen nur schlecht besucht sind.

Die Kriegswirren haben meist nur wenige junge Muslime in meinem Alter überlebt, denen es nicht gelang, ins sichere Ausland zu fliehen. Überall auf den ehemaligen städtischen Grünanlagen sieht man Gräber junger Menschen. Inzwischen sind die meisten Flüchtlinge allerdings zurückgekehrt und da sich diese meist jahrelang im

deutschsprachigen Raum aufhielten, wird in den Kneipen und auf der Straße oft akzentfreies Deutsch gesprochen.

Die jungen Leute der Stadt orientieren sich an „westlichen“ Werten; so trägt keine Frau ein Kopftuch und in den Cafes erklingt englischsprachige Musik. Die einzig gültige Währung ist übrigens die DM. Den Tag über verbrachten wir meist in den eigens für ausländischen Studenten von der Aga-Khan-Stiftung gut ausgestatteten Arbeitsräumen. Tagesausflüge wurden nach Sarajevo, Dubrovnik und Blagaj unternommen. Die organisatorische Leitung vor Ort hatte ein junger Informatiker aus Mostar inne, der akzentfrei Deutsch sprach und im Gegensatz zu unseren zwei mitgereisten Uni-Angestellten sehr professionell agierte. [...]

W. Steidle

Anmerkung der Redaktion: Die im Bericht folgende Darstellung weiterer Exkursionen konnte aus Platzgründen leider nicht aufgenommen werden.

Gravitationsphysik in Mexico City

Als ehemaligem Schüler des Ostalbgymnasiums wurde mir im Sommer 2003 von der Richard-Schieber-Stiftung

ein Auslandsstipendium gewährt, um in Mexiko-Stadt an einer Doktorarbeit zur Gravitationsphysik zu forschen.

Nach zwei Jahren wieder zurück aus Mexiko, möchte ich im Folgenden kurz von meinen wissenschaftlichen Ergebnissen und universitären Erfahrungen sowie ausführlicher von kulturellen Eindrücken und persönlichen Erlebnissen berichten, sozusagen einen „Arbeits-Reise-Bericht“ vorlegen.

Im Frühjahr 2003 begann ich mit meiner Promotion an der Universität Potsdam, um eine Doktorarbeit am dortigen Albert-Einstein-Institut zu erstellen. Aufgrund von Kontakten zu Professoren der Nationaluniversität Mexikos, der „Universidad Nacional Autónoma de Mexico“ (UNAM), hatte ich den Wunsch, einen Großteil der Forschungsarbeit in Mexiko-Stadt zu erbringen: Die dortige Arbeitsgruppe "Numerische Relativitätstheorie" besteht aus zwei Professoren und etwa einem Dutzend Studenten und Doktoranden und ist eine der weltweit führenden Forschungsgruppen für das von mir gewählte Themengebiet. Ferner ist das der Gruppe übergeordnete Institut für Nuklearphysik, das „Instituto de Ciencias Nucleares“ (ICN), im Vergleich zu anderen mexikanischen Universitäten mit einer großen Bibliothek und Computern gut ausgestattet.

Nicht zuletzt aufgrund der finanziellen Unterstützung von Seiten der Richard-Schieber-Stiftung war es mir dann im August 2003 möglich,

gemeinsam mit meiner Frau für zwei Jahre nach Mexiko zu gehen, um dort auf dem Gebiet der Numerischen Relativitätstheorie zu forschen. Diese auf Physik, Mathematik und Informatik aufbauende Teildisziplin der Gravitationsphysik befasst sich vorwiegend mit der Fragestellung, wie sich Lösungen der Einstein-Gleichungen am Computer finden lassen. Die von Albert Einstein im Jahre 1915 gefundenen Gleichungen beschreiben hierbei die gravitative Physik von Raum und Zeit, also etwa die Entwicklung des Universums, den Aufbau des Sonnensystems oder die Entstehung von Schwarzen Löchern. Die geeignete Wahl der dreidimensionalen Raum- und der eindimensionalen Zeitkoordinate, auch als Eichfreiheit einer Raumzeit bei der sogenannten „3+1“-Zerlegung bezeichnet, ist hierbei zum Lösen der mathematisch komplizierten Gleichungen sehr wichtig. Im Rahmen meiner Doktorarbeit gelang es mir nun, ein analytisches Kriterium für „schock-freie“ Eichungen zu finden und diese Idee erfolgreich für einige einfache Anwendungen numerisch zu testen. Falls Leser dieses Berichtes an einer detaillierteren Schilderung der Thematik beziehungsweise der Forschungsergebnisse interessiert sein sollten, so möchte ich auf zwei Publikationen „meiner“ mexikanischen Arbeitsgruppe verweisen, die im Internet eingesehen werden können:

B. Reimann, M. Alcubierre, J. González und D. Núñez, Constraint and gauge

shocks in one-dimensional numerical relativity (2004),

<http://www.arXiv.org/gr-qc/0411094>

M. Alcubierre, A. Corichi, J. González, D. Núñez, B. Reimann und M. Salgado, Generalized harmonic spatial coordinates and hyperbolic shift conditions (2005),
<http://www.arXiv.org/gr-qc/0507007>

Neben diesen Forschungsarbeiten habe ich im ersten Jahr auch Vorlesungen am ICN gehört, nicht zuletzt um mich mit den spanischen Fachausdrücken vertraut zu machen. Im vergangenen Semester konnte ich dann bereits als Tutor eine Vorlesung mitbetreuen, also als Vertretung des Professors spanischsprechend Vorlesungen halten sowie Hausaufgaben und Klausuren benoten und besprechen. Während dieser zwei Auslandsjahre hatte ich ferner die Möglichkeit, das jährliche Treffen der mexikanischen Gravitationsphysiker in Morelia (2003) und in Playa del Carmen (2005) zu besuchen und an einer am ICN abgehaltenen Physik-Konferenz teilzunehmen. Da ich mittlerweile die meisten Forschungsarbeiten abgeschlossen habe, bleibt mir jetzt noch die Aufgabe, alle Resultate zu einer Doktorarbeit zusammenzufassen. Dies sollte innerhalb weniger Monate möglich sein, so daß ich aller Voraussicht nach im Frühjahr nächsten Jahres meine Promotion hier an der Universität Potsdam abschließen werden kann. Neben der wissenschaftlichen Zusammenarbeit und der Vertiefung von „the-

oretischem Wissen“ ermöglicht ein längerer Auslandsaufenthalt aber auch eine „praktische Aus- und Weiterbildung“: Man trifft auf eine andere Kultur und erlernt eine andere Sprache, lebt in einem neuen Umfeld und schließt neue Freundschaften. Das Sich-Bewegen in einer zunächst fremdartigen Welt und die tägliche Konfrontation mit großen kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Unterschieden, die man nicht nur oberflächlich und distanziert, sondern tiefgreifend und unmittelbar erlebt, verändern den Blick auf das bekannte Umfeld in Deutschland. Letztlich ermöglicht dies ein „Zappen“ durch zwei verschiedene Welten, das man sich nur als Fremder ohne festen Platz in der Gesellschaft erlauben kann ...

Das Leben und Wohnen in der größten Stadt der Welt ist natürlich nur durch Superlative zu beschreiben. Von Mexiko-Stadt sprechen die Mexikaner selbst daher meist nur stolz als „la ciudad“ („die“ Stadt) oder als „distrito federal“, kurz „D. F.“ (die Bundeshauptstadt). Wenn man sich beispielsweise Bopfinger im Zentrum vorstellt, um sich die Ausdehnung der Stadt zu veranschaulichen, so würde sich die Megastadt mit ihren über 20 Millionen Einwohnern etwa von Donauwörth bis nach Aalen erstrecken. Die am südwestlichen Stadtrand gelegene Nationaluniversität UNAM, die mit 200.000 Studenten sowie 50.000 Dozenten größte Universität Lateinamerikas, bildet dabei das „intellektuelle Zentrum“

von Mexiko-Stadt. Trotz dieser kaum vorstellbaren Ausdehnung der Stadt fielen die von mir erwarteten Großstadtprobleme – Kriminalität und Korruption, Smog und Stau – überraschend gering aus, sieht man von kleineren Taschendiebstählen in der U-Bahn sowie von größeren bürokratischen Schwierigkeiten beim Ausstellen und Verlängern der Studentenvisa ab. Hervorheben möchte ich hingegen die allgemeine Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft der Mexikaner. Dank der Unterstützung meines Betreuers und meiner Mitstudenten haben meine Frau und ich uns deshalb auch sehr schnell eingelebt. Wir wohnten in einem kleinen Apartment im südlichen Teil des Zentrums verkehrsgünstig in unmittelbarer Nähe zur U-Bahnlinie, welche die Universität mit dem Stadtzentrum verbindet. Da Mexiko-Stadt nicht nur das Landeszentrum, sondern auch ein Abbild der mexikanischen Geschichte und Kultur darstellt, gibt es dort unglaublich viel zu entdecken und zu besichtigen: Das moderne Mexiko kann hierbei vereinfacht als Vermischung von indianischer, spanischer und nordamerikanischer Kultur verstanden werden, ein Prozeß, der von den Mexikanern als „Mestizaje“ bezeichnet wird. So befinden sich im historischen Stadtkern beispielsweise der Haupttempel der Azteken (der „Templo Mayor“), die von den spanischen Eroberern um den großen Zentralplatz (den „Zocalo“) gebauten

Regierungsgebäude und die Kathedrale, sowie ferner der ehemals höchste Wolkenkratzer Lateinamerikas (der „Torre Latinoamericana“). Aber auch bereits bei einem Besuch eines Wochenendmarktes oder beim Blick auf die „mexikanische Speisekarte“ werden diese verschiedenen kulturellen Wurzeln deutlich. Da Mexiko etwa fünf mal so groß wie Deutschland ist, haben meine Frau und ich uns bei unseren zahlreichen Wochenendausflügen meist auf die nähere Umgebung von Mexiko-Stadt beschränkt. So besuchten wir beispielsweise die Kolonialstädte Taxco, Oaxaca, Puebla und Queretaro, und besichtigten zahlreiche archäologische Ausgrabungsstätten wie etwa Teotihuacan und Monte Alban. An weiteren Unternehmungen möchte ich hier Bergtouren auf einige der höchsten Vulkane Mexikos nennen: Mit einer Gruppe von Freunden erreichten wir den Gipfel des 5220 Meter hohen Iztaccihuatl und konnten von dort aus den etwas höheren (jedoch wegen seiner Aktivität für Bergsteiger gesperrten) Vulkan Popocatepetl bewundern.

In den Semesterferien waren wir ferner mit Studentengruppen per Bus unterwegs und haben dabei je eine Woche lang die Pazifik-Küste sowie den sehr stark indianisch geprägten Süden Mexikos bereist. Auf eigene Faust haben wir vor der Rückkehr nach Deutschland schließlich noch Maya-Pyramiden auf der Halbinsel Yucatan besichtigt und ein paar Tage Bade-

urlaub an den touristischen Stränden um Cancun eingelegt.

Zusammenfassend möchte ich sagen, daß ich die in diesem Bericht geschilderte Auslandserfahrung im Hinblick auf meine persönliche Aus- und Weiterbildung als überaus wichtig einstuft. Ich möchte mich daher abschließend noch einmal bei der Richard-Schieber-Stiftung für das schnell und unbürokratisch gewährte Auslandsstipendium bedanken: Ohne diese finanzielle Unterstützung hätte ich meine Forschungsarbeiten in Mexiko-Stadt keinesfalls in dieser kurzen Zeit fertigstellen können und der gesamte Auslandsaufenthalt wäre sicherlich nicht so erfahrungsreich verlaufen. Ich hoffe, daß die Stiftung in Zeiten allgemeiner Sparmaßnahmen noch zahlreichen weiteren Schülerinnen und Schülern des Ostalb-Gymnasiums ähnliche Auslandserfahrungen ermöglichen kann.

B. Reimann

Psychologie in Stockholm

■ Motivation

Die Möglichkeit, meine Schwedischkenntnisse im Sprach- und Schriftgebrauch zu verbessern sowie andere Lehrmethoden und Inhalte an der Universität kennen zu lernen, waren die Motivation, mich um einen Studienplatz an der Universität Stockholm zu bewerben. Ebenso wichtige Beweggründe waren die schwedische Kultur und das Leben im Alltag zu erfahren sowie die Möglichkeit meine dort lebende Oma und meine Tante regelmäßig zu treffen. Hierzu hatte ich bis zu diesem Zeitpunkt nie Gelegenheit gehabt, da ich in Deutschland aufgewachsen bin, meine Verwandtschaft mütterlicherseits aber in Schweden wohnt. Im Folgenden werde ich berichten, wie es mir in den Monaten meines Aufenthalts in Stockholm ergangen ist.

■ Unterbringung

Die ersten Monate (August bis Dezember 2001) war ich aufgrund der sehr angespannten Wohnsituation in Stockholm gezwungen, in einer ehemaligen Kaserne zu wohnen, die zu einem Wohnheim umgebaut wurde. Leider waren die Renovierungsarbeiten noch nicht abgeschlossen, als die ERASMUS-Studenten dort einzogen. Mit schmutziger Küche, starker Lärmbelästigung durch Bauarbeiten, fehlen-

der Ausstattung usw. bedeutete dies für alle eine schlechte Wohnqualität, die sich auf die Stimmung im Haus niederschlug und so zu Spannungen und Streitigkeiten zwischen einzelnen Studierenden führte.

Weitere Nachteile bestanden darin, dass das Wohnheim 70 km von Stockholm entfernt lag und somit nur mit langen Busfahrten zu erreichen war. Zudem musste jedes Zimmer von zwei Personen geteilt werden. Ein für mich großer Nachteil lag auch darin, dass hier nur Austauschstudenten wohnten und ich so kaum in der Lage war, mein Schwedisch anzuwenden, da entweder Englisch oder Deutsch gesprochen wurde. Allerdings führte die schwierige Wohnsituation dazu, dass ich als Schwedisch sprechende Studentin als Vermittlerin zwischen der Universitätsverwaltung, die zuständig war für die Unterbringung der Austauschstudenten, und den Vermietern aktiv wurde, um unsere Lebensbedingungen im Wohnheim zu verbessern. Damit wurde ich im Wohnheim zur Ansprechpartnerin aller Studenten. Diese Arbeit machte mir zwar Spaß, war aber auch sehr anstrengend, da es oft viel Verhandlungs- und Motivationsgeschick verlangte, die angespannte Situation zwischen den Vermietern, der Uni, aber auch unter den Studierenden zu meistern. Hierbei habe ich sehr viel gelernt: die Gespräche mit den Vermietern fanden immer in Schwedisch statt, Wünsche und Beschwerden mussten

konstruktiv vorgebracht werden. Ich lernte zu organisieren und zu verhandeln. Durch die Unterstützung meines ERASMUS-Koordinators Bertil Törestad fand ich nach Weihnachten kurzfristig eine private Unterkunft in Stockholm. Hierdurch verbesserte sich meine Lage sehr, denn nun war ich nicht mehr gezwungen, lange Busfahrten auf mich zu nehmen und unter schlechten Bedingungen zu wohnen. Das Zimmer lag nur ca. 20 Minuten vom Universitätsgelände entfernt, so dass ich nachmittags ohne Probleme die Bibliothek nutzen konnte.

■ Studium

Mit der Unterstützung meines Koordinators konnte ich mir aus dem Angebot der psychologischen Fakultät die Kurse auswählen, die ich mir an meiner Universität in Bamberg anerkennen lassen kann. So besuchte ich im Herbstsemester (25. August 2001 bis 18. Januar 2002) den Grundkurs in Psychologie, in dem Grundkenntnisse des Faches vermittelt werden. Der Unterricht fand meist vormittags statt, so dass ich die Nachmittage dazu nutzen konnte, um in der sehr gut ausgestatteten und direkt auf dem Uni-Campus liegenden Universitätsbibliothek zu lernen.

Zunächst erforderte es viel Mühe, mir das völlig neue Themengebiet der Psychologie zu erschließen, noch dazu, weil dies in einer für mich ungewohnten Sprache geschah. Dieses Einarbei-

ten wurde mir durch die Zusammenarbeit mit einer Gruppe schwedischer Studierender erleichtert. Zusammen wurden Feldstudien durchgeführt, Referate vorbereitet und Berichte verfasst. Außerdem waren auch die Seminare und Vorlesungen zu den entsprechenden Themen hilfreich, da in diesen immer Raum war für Fragen. Dieses Arbeiten machte mir sehr viel Spaß, denn dabei konnte ich Schweden und Schwedinnen und deren Arbeitsweisen kennen lernen. Aber auch Schwedisch zu sprechen war mir hier möglich. Zudem besuchte ich die Vorlesungen und Kurse auf Schwedisch. In den Fächern „Persönlichkeits- und Sozialpsychologie“ sowie „Motivationspsychologie“ legte ich jeweils erfolgreich Prüfungen ab. Diese Kurse waren inhaltlich sehr umfangreich und das Wissen wird mir bei meinen zukünftigen Studien in Deutschland sehr weiterhelfen.

Als zum Frühjahrsemester (21. Januar bis 8. Juni 2002) der Kursinhalt der psychologischen Fakultät feststand, stellte ich fest, dass das Angebot nicht das ganze Semester mit den Inhalten übereinstimmte, die ich in Deutschland benötigte. Deshalb entschied ich mich dafür, zwar noch einen Kurs in Motivationspsychologie zu besuchen, dann aber das Sommersemester wieder in Bamberg zu beginnen. Dieser Entschluss fiel mir sehr schwer, denn nun hatte ich mich eingelebt, Freunde gefunden, und vor allem merkte ich auch, dass ich jede Woche große

Fortschritte beim Sprechen der schwedischen Sprache machte. Außerdem begann nun endlich die wärmere und hellere Jahreszeit, so dass ich die Möglichkeit gehabt hätte, auch diese Zeit einmal in Schweden zu erleben.

■ Sprachkurs

Um meine Schwedischkenntnisse zu vertiefen, besuchte ich auch den Fortgeschrittenen-Sprachkurs der Universität. Die erste Zeit war sehr anstrengend, da ich durch mein Aufwachsen mit dieser Sprache einen ganz anderen Zugang hatte als alle anderen Teilnehmer des Kurses. Ich hatte beispielsweise nie schwedische Grammatik gelernt und musste mir deshalb viele grundlegende Kenntnisse erst aneignen. Allerdings konnte ich dabei natürlich immer auf bereits vorhandenes Wissen, das ich durch das zweisprachige Aufwachsen erworben habe, zurückgreifen. So war ich mit dem Ergebnis der Klausur am Ende des Kurses sehr zufrieden.

■ Kultur

Um mir ein möglichst breit gefächertes Bild von Schweden machen zu können, besuchte ich nicht nur Museen wie das weltbekannte „Vasa-Museum“ oder Konzerte, sondern versuchte auch, möglichst viele Kontakte zu Schweden und Schwedinnen aufzubauen. Dies war mir durch mein Studium auch oft möglich.

Durch die Freundschaft zu einem schwedischen Kommilitonen bot sich

mir und einem anderen ERASMUS-Studenten die Möglichkeit, ein Wochenende mit einigen schwedischen Kommilitonen in einem Sommerhaus inmitten des berühmten „Skärgård“-Archipels zu erleben. Dies war eines der beeindruckendsten Erlebnisse, bei dem ich die Naturschönheit Schwedens bei Wanderungen, Kanufahren und Saunabesuch erleben konnte.

Kultur wurde uns Austauschstudenten auch durch das Programm der Universität speziell für ERASMUS-Studenten vermittelt. Angeboten wurde u.a. eine Sightseeing-Tour durch Stockholm, internationale und schwedische Abende und auch viele Ausflüge zu nahe gelegenen Zielen.

Einen wesentlichen Teil schwedischer Kultur konnte ich auch durch die häufigen Treffen mit meiner Großmutter erleben. Denn sie legte nicht nur Wert darauf, schwedische Gerichte zu kochen (die ich größtenteils auch von zu Hause kenne), sondern sie erzählte viel über Sitten und Bräuche, aber auch über die Geschichte des Landes und unserer Familie. Diese Gespräche sind mir sehr wichtig geworden und ein bedeutender Teil der Erfahrungen, die ich aus Schweden mitbringe.

■ Fazit

Abgesehen von den anfänglichen Problemen mit der Unterkunft bin ich mit den im Auslandsjahr gemachten Erfahrungen und dem erworbenen Wissen sehr zufrieden. Meine Ziele in

Bezug auf Studium, Erlernen der Sprache, Kennenlernen des Landes und die durch die räumliche Nähe gegebene Möglichkeit, meine Oma und meine Tante besser kennen zu lernen und so eine enge Beziehung zu ihnen aufzubauen, habe ich erreicht. Hierfür stellte das Auslandsjahr eine einmalige Chance für mich dar.

Die Erfahrungen, die ich während der Zusammenarbeit mit der Universität und den Vermietern gemacht habe, werde ich wohl in Zukunft bei meinen Studien und im späteren Arbeitsleben sinnvoll einsetzen können. Besonders wichtig sind mir hierbei aber die entstandenen persönlichen Kontakte zu Kommilitonen, den Mitarbeitern der Universität und der Wohnheimverwaltung, die ich auch in Zukunft aufrechterhalten möchte.

M. Töpfer

Maschinenakustik in Göteborg

■ Vorbereitungen

Im Januar letzten Jahres bewarb ich mich über meine Heimatuniversität (TU Darmstadt) um einen Studienplatz an der Chalmers Tekniska Högskolan in Göteborg. Anfang Februar

erhielt ich die Zusage für einen einjährigen Aufenthalt in Schweden. Die Europäische Union bietet seit letztem Jahr einen *Erasmus Intensive Language Course (EILC)* an. Dieser Sprachkurs wird an verschiedenen Orten in Schweden für ERASMUS-Studenten abgehalten. Da ich gerne auch andere Regionen Schwedens kennen lernen wollte, bewarb ich mich für Malmö und als Zweitwahl für Falun. Bei der Verteilung der Plätze wurde ich zusammen mit meinem Freund für Falun eingeteilt. Der Beginn des Sprachkurses überschneidet sich mit der Wohnungsvergabe in Göteborg.

Das hatte für mich zur Folge, dass ich mich nicht wie geplant rechtzeitig in Göteborg um einen Wohnheimplatz kümmern konnte. Das Problem löste sich schließlich, als ich in Darmstadt einen Studenten kennen lernte, der zur fraglichen Zeit in Göteborg sein würde. Er bot mir an, den für mich reservierten Schlüssel abzuholen. Dieses Angebot nahm ich natürlich gerne an.

Nachdem nun alle Vorbereitungen getroffen waren, stand meiner Abreise nichts mehr im Wege. Ich musste nur noch meine Wohnung in Darmstadt aufgeben und dann konnte es losgehen. Am 30. Juli flogen mein Freund und ich schließlich nach Stockholm und von dort aus fuhren wir mit dem Zug weiter nach Falun. Dort wurden wir am Bahnhof abgeholt und zu dem Studentenwohnheim gebracht, wo wir

die nächsten drei Wochen wohnen würden.

■ Sprachkurs in Falun

Da der Sprachkurs erst am folgenden Montag anfangen sollte, hatten wir noch zwei Tage Zeit zusammen mit anderen Kursteilnehmern die nähere Umgebung zu erkunden. Es stellte sich schnell heraus, dass wir im Bilderbuch-Schweden gelandet waren. Überall um uns herum gab es Wald, kleine Seen und rote Holzhäuser. Dazu hatten wir schönsten Sommerwetter, das selbst die einheimischen Schweden so schon lange nicht mehr gesehen hatten.

Am Montag fing dann schließlich der Kurs an. Insgesamt waren wir gut 40 Studenten, davon etwa die Hälfte deutschsprachig. Da sich Schwedisch und Deutsch in vielerlei Hinsicht sehr ähnlich sind, wurden wir in zwei Gruppen eingeteilt; eine deutschsprachige und eine bunt gemischte. Morgens hatte jede Gruppe separaten Unterricht und nachmittags hatten dann beide Gruppen gemeinsam Übung. Unsere Lehrerin gestaltete den Kurs eher unkonventionell und wir machten viele kleine Spiele oder lernten mit Musik und Bewegung. Dadurch gelang es uns innerhalb kürzester Zeit ein sehr gutes Sprachgefühl zu entwickeln; wir konnten schnell kurze Dialoge in Schwedisch führen. Aber während der drei Wochen lernten wir nicht nur die schwedische Sprache kennen. Wir hatten auch sonst ein

umfangreiches Programm. So besuchten wir zum Beispiel die stillgelegte Kupfermine in Falun oder machten einen Ausflug zum Haus des bekannten schwedischen Malers Carl Larsson.

Die Organisatoren des Kurses gaben sich große Mühe uns den schwedischen Lebensstil näher zu bringen. Einen Abend trafen wir uns in einem nahe gelegenen Clubhaus und bereiteten zusammen verschiedene Gerichte der Region zu. Ich habe diese drei ersten Wochen in Schweden sehr genossen und ich glaube, dass es eine sehr schöne Art war, ein fremdes Land und dessen Sprache kennen zu lernen. Doch nun hieß es: Auf nach Göteborg! Am Bahnhof nahm ich Abschied von meinem Freund, der in Stockholm studieren würde. Wir hatten absichtlich nicht die gleiche Stadt für unseren Auslandsaufenthalt gewählt.

■ Leben in Göteborg

In Göteborg wurde ich schon am Bahnhof von dem Bekannten erwartet, der mir den Schlüssel besorgt hatte. Wie sich herausstellte, würden wir in dem gleichen Wohnheim wohnen. Es war ein relativ neues Gebäude, das vor drei Jahren aufgrund des akuten Wohnungsmangels gebaut worden war. Jedes Zimmer hat eine kleine Küchenecke. Es ist aber auch eine große Gemeinschaftsküche vorhanden, in der man gut zusammen kochen oder auch sonst Zeit miteinander verbringen kann. Die Einrichtung stammt natür-

lich ausschließlich von IKEA. In den ersten Wochen wurde von *Chalmers* ein Willkommensprogramm für alle Austauschstudenten organisiert. So lernte ich schnell neue Leute, die Universität und die nähere Umgebung kennen. Im Rahmen dieser Wochen wurden wir bei einem Dinner auch offiziell vom Göteborger Bürgermeister begrüßt. Um meinen Aufenthalt hier in Schweden wirklich offiziell zu machen ging ich in den ersten Tagen mit ein paar anderen ERASMUS-Studenten zum *Migrationsverket* (Einwohnermeldeamt) um eine Aufenthaltsgenehmigung zu beantragen. Wenn man nachweisen kann, dass man mindestens ein *Jahr* in Schweden bleibt, kann man sich mit dieser Genehmigung beim *lokala skattemyndigheten* (entspricht in etwa dem deutschen Finanzamt) um eine *personnummer* bewerben. Diese *personnummer* wird bei nahezu jeder offiziellen Gelegenheit gebraucht, weswegen ich mich darum bewarb. Mit dieser Nummer konnte ich ohne Probleme ein Bankkonto eröffnen.

Obwohl Göteborg die zweitgrößte Stadt Schwedens ist, hat sie meiner Meinung nach nicht das typische Flair einer solchen Metropole. Aber wahrscheinlich spielt auch die schwedische Mentalität eine große Rolle, dass hier alles viel ruhiger und gelassener abläuft, als man es von einer Großstadt erwarten würde. Die Schweden lassen sich durch nichts so schnell aus der Ruhe bringen. Bestes Beispiel hierfür ist eine

überlange Zugfahrt. Als durchgesagt wurde, dass wir ca. zwei Stunden Verspätung haben würden, regte sich niemand darüber auf. Die meisten machten es sich einfach in ihren Sitzen bequem und schliefen.

Göteborg selbst besteht zum Großteil aus sehr alten Gebäuden, die teilweise noch aus dem 19. Jahrhundert stammen. Es gibt sehr viele kulturelle Sehenswürdigkeiten, wie z.B. das Kunstmuseum, das Theater oder die Oper. Zudem habe ich selten eine Stadt gesehen, die so viele kleine Cafés und Bars hat. Schon fast als Göteborger Tradition kann man deshalb auch das freitägliche *afterwork* bezeichnen; in vielen Bars oder Restaurants kann man für den Kauf eines Getränks umsonst vom Buffet essen. Dies ist gerade bei Studenten sehr beliebt und man trifft meistens jemanden aus seinem Wohnheim oder seinen Vorlesungen. Wenn die Stadt dann aber doch einmal zu laut



Skägården in der Nähe von Göteborg.

wird, kann man innerhalb kurzer Zeit nahezu unberührte Natur erreichen. Das wahrscheinlich beliebteste Ziel ist der *Skärgården*. Dies sind mehrere, teilweise unbewohnte kleine Inseln, die der Küste direkt vorgelagert sind. Stündlich fahren mehrere Boote diese Inseln an und man kann dort in Ruhe die Natur genießen.

■ Studium an Chalmers

Wie schon in meiner Bewerbung um das Stipendium erwähnt, wollte ich mich in meinem Studium in dem Bereich der Maschinendynamik und -akustik vertiefen. In Göteborg gibt es im Gegensatz zu Darmstadt einen eigenen Fachbereich, der sich mit diesem Thema beschäftigt, die *Teknisk Akustik*. Obwohl ich davon ausging, dass ich in Darmstadt einige Kurse nicht anerkannt bekäme, fiel mir die Entscheidung leicht, alle Vorlesungen des internationalen Masterprogramms *Sound and Vibration* zu hören. Grund dafür war, dass mich diese Fächer persönlich interessierten und mir die Anerkennung deshalb weniger wichtig war. Im Gegensatz zu Deutschland ist in Schweden ein akademisches Jahr in vier Abschnitte, sogenannte *quarters*, unterteilt. Ich habe in den ersten beiden *quarters* zusammen fünf Kurse belegt. Dies entspricht 34,5 ECTS-Punkten, was gleichzeitig auch der Zahl der Semesterwochenstunden entspricht. Im *Individual Preparation Course* wurde vor allem Signalver-

arbeitung, MATLAB-Programmierung und Modellbildung behandelt. Des Weiteren wurden Unklarheiten aus anderen Kursen diskutiert und somit der Einstieg in das gesamte Themengebiet der Akustik erleichtert. Als Abschlussarbeit wurde in diesem Kurs zu zweit ein selbst gewähltes Thema bearbeitet. Zusammen mit einem Kommilitonen baute ich einen Subwoofer für das *Virtual Reality Lab* des Fachbereichs. *Audiotechnology and Acoustics* befasste sich mit den Grundlagen der Akustik und gab einen Überblick über das gesamte Themengebiet. Behandelt wurden unter anderem das menschliche Hörempfinden, verschiedene Messgeräte oder Raumakustik. *Room Acoustics* vermittelte die Grundlagen bspw. für die Planung von Opernhäusern. Im Rahmen dieser Veranstaltung besuchten wir auch die Göteborger Oper. Dort wurden wir von dem für die Akustik zuständigen Consultant hinter die Kulissen geführt und erfuhren weitere technische Details. Um uns selbst ein Bild von der viel gelobten Akustik machen zu können, wurden wir abends zu der Oper Rigoletto eingeladen.

Sound and Vibration Measurements erstreckte sich über zwei *quarters* und bestand aus der Durchführung, Auswertung und Dokumentation sechs verschiedener Versuche. Drei Messungen befassten sich mit Akustik, drei weitere mit Dynamik. *Technical Acoustics I* befasste sich im Besonderen mit

der Erzeugung und Eindämmung von Schall sowie verschiedenen analytischen und experimentellen Methoden zur Vorhersage seiner Ausbreitung. Damit stellte dieser Kurs die Grundlage für *Technical Acoustics II* dar, welcher im dritten *quarter* folgen würde.

Neben den Vorlesungen gibt es ca. alle zwei Wochen einen Seminarvortrag zu verschiedenen Themen. Teilweise stellen PHD-Studenten ihre Arbeit vor, teilweise kommen aber auch Vortragende aus der Industrie zu Wort. Dieses Seminar trägt zu einem besseren Überblick bei, mit welchen Themen man sich im späteren Berufsleben befassen kann. Im Vergleich zu Deutschland ist das Verhältnis zwischen Studenten und Professoren viel enger. Wie auch sonst in Schweden üblich duzen sich alle. Dies war anfangs zwar etwas ungewohnt, wenn man sich jedoch erst einmal daran gewöhnt hat, trägt es zu einer sehr angenehmen Atmosphäre während der Vorlesungen bei. So ist es auch üblich sich bei Verständnisfragen direkt an den Professor zu wenden und nicht wie in Deutschland an einen seiner Assistenten.

Auch außerhalb der Vorlesungs- und Laborzeit verbrachte ich ziemlich viel Zeit im Fachbereich. Zum Abschluss des ersten *quarters* hatten wir zusammen mit den Angestellten des Fachbereichs ein Dinner mit traditioneller schwedischer Erbsensuppe. Dies hatte unser Professor schon im August angekündigt. Der Vorlesungsraum wurde

dazu kurzerhand in einen Speisesaal verwandelt. Da dieser Abend allen sehr gut gefallen hatte, hatten wir in den darauf folgenden Monaten zwei weitere „Department-Dinner“. Einmal speisten wir französisch, das nächste Mal deutsch-österreichisch. Das Essen wurde dabei jeweils von Studenten aus den entsprechenden Ländern zubereitet. Vor Weihnachten hatten wir noch ein viertes gemeinsames Mahl. Wir wurden vom Fachbereich zum *Jullunch* eingeladen. Diesmal jedoch nicht in die Universität, sondern in ein nahe gelegenes Restaurant.

Seit dem ersten gemeinsamen Abend unternahmen wir Studenten auch sonst mehr miteinander. So gab es z.B. bald darauf wöchentliche „movie-sessions“, wozu der Vorlesungssaal jedes Mal in ein kleines Kino verwandelt wurde.

Auch der Unterricht profitierte von diesem Zusammenhalt. Es wurden eher Fragen gestellt und auch nach dem Unterricht saßen wir oft zusammen in der Bibliothek und besprachen die durchgeführten Experimente und Laborversuche.

■ Ausblick

Im Moment befinde ich mich im dritten *quarter* und höre *Technical Acoustics II* und *Active Noise Control*. Im kommenden *quarter* werde ich *Technical Acoustics II* fortsetzen und *Design of Silent Products* belegen. Außerdem werde ich voraussichtlich zu Beginn des nächsten *quarters* mit meiner Studien-

arbeit anfangen. Das Thema, mit dem ich mich dabei beschäftigen werde, diskutiere ich derzeit mit meinem Professor. Es wird sich jedoch wahrscheinlich um ein Thema aus der Automobilindustrie handeln. Nach diesem Jahr werde ich im September nach Deutschland zurückkehren, um dort mein Maschinenbaustudium fortzusetzen. Gerne würde ich jedoch in zwei Jahren meine Diplomarbeit in Kooperation mit *Chalmers* durchführen und erneut für einige Zeit in Göteborg leben.

B. Späh

Deutsch-französisches Recht in Paris

■ Wintersemester 2003/2004

Das vergangene Sommersemester absolvierte ich noch an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Den im Wintersemester 2002/2003 begonnenen Grundkurs im Strafrecht konnte ich dabei mit Erfolg abschließen; mit großem Interesse nahm ich zudem an der Übung im Bürgerlichen Recht für Vorgerückte bei Prof. Dr. Dr. h.c.mult. Claus-Wilhelm Canaris teil. Weitere Vorlesungen beschäftigten sich unter anderem mit dem Erbrecht, dem Baurecht und dem Polizei- und Sicher-

heitsrecht. Mein sechswöchiges Praktikum im Juli/August des vergangenen Jahres absolvierte ich bei einer auf das internationale Urheber- und Markenrecht spezialisierten Kanzlei in München. Es erwies sich als äußerst nützlich und lehrreich und vermittelte mir einen Einblick in die berufliche Praxis der Anwaltschaft.

Schließlich konnte Ende September mein Studienaufenthalt in Paris beginnen. Wie ich Ihnen schon in einem früheren Schreiben mitgeteilt hatte, unterhält die Juristische Fakultät der Universität München nun schon seit über zehn Jahren mit der Université Pantheon-Assas (Paris II) den Studiengang „deutsch-französisches Recht“. Paris II besitzt die renommierteste und anspruchsvollste juristische Fakultät Frankreichs.

Im ersten Semester der „*licence en droit*“ belegte ich als einziger Münchener schwerpunktmäßig zivilrechtliche Fächer, unter anderen Handels- und Gesellschaftsrecht, besonderes Schuldrecht und Zivilprozessrecht, die auch meine drei Hauptfächer bilden. In Nebenfachbereich werden unter anderem in *droit communautaire* europarechtliche Fragestellungen behandelt, in *droit international* solche des Völkerrechts. Trotz der enormen Arbeitsbelastung und so mancher Entbehrungen bin ich mit meiner Entscheidung zufrieden, den Sprung nach Paris gewagt zu haben. Das Auslandsstudium erweitert meinen juristischen und

persönlichen Horizont ungemein und ermöglicht mir einen gründlichen Einblick in das Rechtssystem der französischen Nachbarn.

■ Sommersemester 2004

Im Sommersemester der „licence en droit“ umfasste der Fächerkanon ebenfalls schwerpunktmäßig zivilrechtliche Fächer wie Kapitalgesellschaftsrecht und Zivilrecht II (Familienrecht) und ergänzend einige öffentlich-rechtlichen Disziplinen. Anfang Juni wurden, wie Ende Januar auch, innerhalb sehr kurzer Zeit alle belegten Fächer abgeprüft und erfolgreich bestanden. Somit konnte ich für das Studienjahr 2003/04 die „licence en droit“ erwerben. Ende Juni wurde schließlich ein deutsch-französisches Gemeinschaftsseminar unter Leitung zweier Münchner und zweier Pariser Professoren veranstaltet, bei welchem Fragen des internationalen Wettbewerbs- und Verbraucherschutzrechts diskutiert wurden.

Auf das Jahr in Paris zurückblickend muss ich feststellen, dass die beiden Semester die deutschen Programmteilnehmer an die Grenze der physischen Belastbarkeit geführt haben. Nichtsdestotrotz ließ sich ein zunehmender Sozialisierungseffekt erkennen, wie auch mit einigen französischen Kommilitonen echte Freundschaften entstanden sind. Die in geringstem Umfang zur Verfügung stehende Freizeit konnte ich zur Entdeckung der kulturellen Möglichkeiten in Paris nutzen. Denjenigen

Programmtteilnehmern, die die Licence erworben haben, eröffnet sich die Möglichkeit, ein weiteres Semester in Paris zu bleiben und die erste Hälfte der „maîtrise en droit“ zu absolvieren. Diese ist das Diplom, mit dem das vierjährige Jura-Studium in Frankreich endet, und wird den deutschen Programmtteilnehmern mit dem Erwerb des deutschen Staatsexamens von Paris II voll zuerkannt (Doppeldiplom). Ich werde diese Möglichkeit wahrnehmen und mich dabei auf die Fächergruppe um das internationale Privatrecht und das internationale Wirtschaftsrecht konzentrieren. Die Rückkehr nach München ist für Februar 2005 geplant. Dann werde ich mein deutsches Jura-Studium ordnungsgemäß weiterführen.

G. Groh

Medizin in Melbourne und Canberra

Am 29. April 2002 war es soweit – der Anfang meines letzten Studienjahres der Medizin, der Anfang meines Praktischen Jahres (PJ) in Australien. Mit acht Wochen Chirurgie im Canberra Hospital, University of Sydney, Australien



Vor dem Canberra Hospital.

Capital Territory, und acht Wochen Chirurgie im Austin and Repatriation Medical Centre, University of Melbourne, Victoria, konnte ich in Australien den gesamten Chirurgieabschnitt abdecken. Glücklicherweise war ich sowohl in Canberra als auch in Melbourne jeweils im auf dem Krankenhausbereich gelegenen Wohnheim untergebracht. So konnte ich Freundschaften mit australischen sowie anderen internationalen Studenten schließen.

■ Canberra

In Canberra gliederte sich mein achtwöchiger Abschnitt in vier Wochen in der Allgemein Chirurgie und jeweils zwei Wochen in der Unfall- und Gefäßchirurgie. Ich wurde in allen Abteilungen sehr herzlich aufgenommen und in das System und die Teams eingebunden. Der Arbeitstag fing jeweils morgens um 7 Uhr mit der morgendlichen Visite oder mit Frühbesprechungen an, danach ging es in den OP-Bereich. Nachmittags bestand meist auch ein Operationsprogramm, gelegentlich und von den Abteilungen abhängig wurden Patienten ambulant vorgestellt und behandelt. Abends wurde auf Station nochmals eine Visite abgehalten. Zudem gab es regelmäßige Röntgen-, Abteilungs- und Gruppenbesprechungen, in die ich durch Fragen oder Erklärungen mit eingebunden wurde. Ich habe meine acht Wochen in Canberra sehr genossen, viel gelernt und neue Leute kennen gelernt. Wenn es privat Unternehmungen von Mit-



Studentenwohnheim in Melbourne, in dem ich gewohnt habe.

gliedern des jeweiligen „Teams“ gab, wurde ich stets eingeladen, so dass ich auch etwas vom Privatleben australischer Ärzte miterleben konnte.

Der Abschied fiel mir nicht leicht, obwohl ich wusste, dass mich acht Wochen in Melbourne erwarteten, und ich wurde sehr freundlich aufgefordert wiederzukommen.

■ Melbourne

In Melbourne war ich acht Wochen dem international anerkannten Lebertransplantationsteam und dem Team der Allgemein Chirurgie zugeteilt. Auch hier gestaltete sich die Tagesarbeit ähnlich der in Canberra. Hinzu kamen Sprechstunden für ambulante Patienten, die für eine Lebertransplantation in Frage kamen oder aber in der Vergangenheit eine neue Leber erhalten hatten, sowie Besprechungen des Lebertransplantationsteams. Da das Team in unterschiedlichen Krankenhäusern arbeitete, konnte ich verschiedene Häuser kennen lernen. Auch hier waren die Ärzte mir gegenüber stets freundlich und hilfsbereit und in freien Stunden konnte ich dem „bed-side teaching“ der „final year students“, dem praxisnahen Unterricht am Krankenbett der dortigen Studenten beiwohnen. Von der Stadt her bot mir Melbourne ein gegenüber Canberra ungewohntes Bild. Canberra ist zwar die Hauptstadt Australiens, jedoch ist dort das Leben sehr ruhig; die Stadt erstreckt sich über eine große Fläche mit viel Wald.

Melbourne hingegen ist eine sehr lebhaft und bewegte Stadt mit viel Leben auf den Straßen. Beide Städte boten ein breites Kultur- und Unterhaltungsprogramm.

Neben meiner Arbeit an den Kliniken hatte ich die drei Wochen vor Beginn meines Praktischen Jahres sowie an den Wochenenden und an Feiertagen die Möglichkeit durch Ausflüge etwas vom australischen Leben, der vielseitigen Natur und beeindruckenden Tierwelt zu sehen, sei es das Korallenriff im Nordosten des Landes, den Regenwald oder aber die karge Landschaft Zentralaustraliens. Ich sah Sydney, besuchte das dortige Opera House, besuchte aber auch kleine Städte fernab und erlebte die herzliche Offenheit und Freundlichkeit der Australier und ihre Lebensauffassung. Ich sah eine Schlange im Regenwald, Kängurus, die in Canberra selbst auf den Straßen hüpfen, oder die Weite eines Nationalparks. Es gab sehr vieles, das mich fasziniert und tief beeindruckt hat. Diesen Studienabschnitt in Australien zu absolvieren war fachlich ein voller Gewinn, bei dem ich auch für meine Zukunft sehr viel gelernt habe. Ich habe faszinierende Menschen kennen gelernt und eine Natur erlebt, die vom botanischen und zoologischen Gesichtspunkt her einzigartig ist.

A. Fechner

Wirtschaftswissenschaften in Cergy-Pontoise bei Paris

Im Rahmen eines Austauschprogramms der Universität Mannheim habe ich derzeit (Oktober 2002 bis Juni 2003) die Möglichkeit drei Trimester an der französischen privaten Wirtschaftshochschule ESSEC in Cergy-Pontoise bei Paris zu studieren. Ich erlebe dank der Unterstützung der Richard-Schieber-Stiftung momentan eine sehr interessante und bereichernde Zeit in Frankreich und möchte im Folgenden einige Details näher darstellen.

■ Ankunft

Ich hatte mich ebenso wie einige Mannheimer und die Mehrzahl der anderen ausländischen Studenten dazu entschlossen, bereits Ende August anzureisen und an dem im September von der ESSEC für alle ausländischen Studenten organisierten Sprachkurs teilzunehmen. Dies erwies sich als großer Vorteil. Schließlich gab es noch einiges zu regeln: Über die ESSEC musste man die „carte de séjour“ beantragen, ein Bankkonto musste eingerichtet werden, ganz zu schweigen von anderen Formalitäten, die anfallen, wenn man privat eine Wohnung gemietet hat. Schließlich war die frühe Ankunft nicht nur aus organisatorischen Gründen sehr vorteilhaft: Durch den Fran-

zösischkurs konnte man seine Sprachkenntnisse wieder aktivieren, obwohl der Kurs nur drei Stunden pro Tag dauerte. Bedauerlich war, dass kein Schwerpunkt auf Wirtschaftsfranzösisch lag, was andererseits die Möglichkeit eröffnete, die gesamte französische Grammatik noch einmal durchzunehmen. Der Französischkurs bot außerdem die perfekte Gelegenheit, Kontakte zu anderen Ausländern zu knüpfen und so bildeten sich während dieses ersten, stressfreien Monats viele internationale Freundschaften. Außerdem war es herrlich, die erste Zeit zum Einleben in Ruhe nutzen und fast nach Belieben Paris besuchen zu können. Die S-Bahn RER fährt ab Cergy-Prefecture, der Haltestelle, die unmittelbar neben der ESSEC liegt, etwa 35 Minuten zur Grande Arche und dem Triumphbogen und bedient danach die Stationen Opera und Châtelet – ideal für Besichtigungen. Nachteil ist lediglich, dass um 1 Uhr die letzte Bahn zurück nach Cergy fährt und eine solche nächtliche Fahrt auch nicht ganz ungefährlich ist.

■ Cergy

Cergy bietet viele unterschiedliche Gesichter: Auf den ersten Blick ist es eine hässliche Betonstadt aus den siebziger Jahren. Dies trifft jedoch nur für das unmittelbare neue Stadtzentrum rund um die Prefecture zu. Nur wenige hundert Meter davon entfernt kann man den historischen mittelalterlichen

Stadtkern mit einer mittelalterlichen Kirche bewundern, wo man sich wie in einem französischen Dorf fern der Hauptstadt fühlt. Allerdings besteht dieser Stadtkern nur aus ein paar Straßen. Daran angrenzend hat sich in den letzten Jahren Cergy-Port entwickelt, ein kleiner Urlaubshafen mit sehr hübschem Ambiente, der viele Kneipen und ein reges Nachtleben aufweist. Trotz der „rauen Schönheit“ erweist sich das neue Zentrum als äußerst praktisch, da man in einem Radius von 200 Metern Behörden, Banken, Versicherungen, die Post, Apotheken, ein Kino, die ESSEC, ein Hallenbad, eine Eishalle, Kneipen, die RER-Haltestelle und ein gigantisches Einkaufszentrum findet, das den Vergleich mit den USA nicht zu scheuen braucht. Die ESSEC selbst ist in einen sehr schönen Park eingebettet. Insgesamt kann gesagt werden, dass Cergy eine Stadt mit einem sehr hohen Anteil ethnischer Minderheiten aus Afrika ist. Trotzdem gestaltet sich das Zusammenleben größtenteils friedlich, was vielleicht auch mit dem starken Polizei- und Sicherheitsaufgebot zusammenhängt.

■ ESSEC

Die ESSEC ist in vielen Punkten das genaue Gegenstück zu einer deutschen Hochschule wie der Uni Mannheim. Es herrscht bei etwa 2500 Studenten eine persönliche, fast familiäre Atmosphäre. Das Universitätsgebäude ist ein Bau, der auf zwei Stockwerken an High-

School-Gebäude in den USA erinnert. Insgesamt ähnelt die Stimmung, auch aufgrund des geringeren Alters der französischen Studenten, der ausgelassenen und unbeschwerten Atmosphäre an einem deutschen Gymnasium. Die Kurse finden in einer Kursstärke von etwa 15 bis 40 Studenten statt. Bemerkenswert an den Kursen ist die hohe Praxisorientierung. Vor allem in Marketing- und Strategiekursen, wie ich sie zum größten Teil belege, werden sehr viele Fallstudien bearbeitet, wobei es sehr motivierend ist, sich mit realen Fällen zu beschäftigen. Positiv fand ich vor allem, dass sich der Stoff bei guter Mitarbeit ohne vertiefte Vorkenntnisse erschließt. Ferner schufen die kleinen Gruppen eine optimale Lernatmosphäre, da man jederzeit dem Dozenten Fragen stellen konnte, wobei man als Ausländer meist sowieso wohlwollende zusätzliche Unterstützung erhielt. Es ist auch nicht ungewöhnlich, dass man bei Problemen mit Hausaufgaben im Büro des Professors vorbeischaut. Durch regelmäßige Lernkontrollen wie Tests, Präsentationen und Hausarbeiten wird man zu zeitnahe Lernen angeregt. Positiv dabei ist, dass man sich seine Noten kontinuierlich erarbeitet und dass nicht alles von einer Endprüfung abhängt, wie dies in Mannheim leider der Fall ist. Gleichzeitig trifft jedoch auch zu, dass für sehr gute Noten ein sehr hoher Arbeitsaufwand nötig ist, besonders wenn einem die nötige Erfahrung mit PowerPoint und Excel

fehlt. Im Vergleich zu den französischen Studenten legen die Austauschstudenten einen eher hohen Arbeitseifer an den Tag, vor allem wohl aufgrund der Tatsache, dass im Diplom der ESSEC weder besuchte Kurse noch erreichte Punktzahl vermerkt werden. Weiterhin ist zu berücksichtigen, dass das Diplom der ESSEC hervorragende Berufschancen eröffnet, da in einem äußerst harten Eingangstest jährlich nur etwa 300 von 3000 Bewerbern akzeptiert werden. Des Weiteren muss erwähnt werden, dass die ESSEC ein sehr reges außeruniversitäres Leben hat. Jeden Abend sind noch viele Studenten in der Uni, weil sie sich zu Sitzungen ihrer Gruppen („associations“) treffen, die alle möglichen Gebiete abdecken: sozial, kulturell, sportlich, Unternehmensberatungen ...

Die Association „mardis de l'ESSEC“ organisiert etwa einmal im Monat eine Veranstaltung mit einem hochrangigen Politiker oder Unternehmensvorstand. Kürzlich war der ehemalige Premierminister Alain Juppe zu Gast. Sportmöglichkeiten werden von den Studenten in Eigenregie angeboten und hier ist für jeden etwas dabei. Die Mitarbeit in einer association oder die Teilnahme am Sportprogramm ist sicherlich auch eine hervorragende Möglichkeit, Franzosen kennen zu lernen.

■ Finanzen

Dank der Unterstützung durch die Richard-Schieber-Stiftung ist dieser

Punkt für mich im Vergleich zu manchen meiner Mitstudenten hier an der ESSEC eher unproblematisch. Die besonders hohen Lebenshaltungskosten in der Region Ile-de-France lassen sich für mich mit den Mitteln der Richard-Schieber-Stiftung bewältigen...

C. Graser

Zahnmedizinische Famulatur in Pretoria (Südafrika)

Die außerordentlich positiven Erfahrungen zahlreicher Kommilitonen, die bereits eine Auslandsfamulatur absolviert hatten, motivierten mich, ebenfalls ein solches Praktikum anzutreten. Ich hoffte neben viel praktischer Erfahrung auch kulturelle Einblicke in einen anderen Kulturkreis sammeln zu können. Ich sandte Bewerbungen an asiatische und afrikanische Länder anhand einer Adressenliste, die mir der ZAD (Zahnmedizinischer Austauschdienst) freundlicherweise zur Verfügung gestellt hatte. Ich entschied mich für die Universität von Pretoria wegen der lebenswürdigen und hilfsbereiten Art der Korrespondenz mit meiner Kontaktperson an der Universität, Mrs. Marie Odendaal, den guten Erfah-

rungen, die zwei Kommilitoninnen im vergangenen Jahr dort gemacht hatten, und aufgrund der Option, am Phelophepa Health Care Train Project teilnehmen zu können.

Mrs. Odendaal organisierte sowohl die Abholung vom Flughafen Johannesburg als auch die Unterbringung im Studentenwohnheim Hippocrates für mich. Das Studentenwohnheim befindet sich in unmittelbarer Nähe zur Zahnklinik und ist sehr gut ausgestattet. Die Zimmer verfügen über ein eigenes Badezimmer sowie eine kleine Küchenzeile, Handtücher und Bettwäsche werden gestellt. Zudem war es dort nicht schwierig, Kontakte sowohl zu einheimischen Studenten als auch zu anderen Austauschstudenten zu knüpfen. Kleinere Einkaufsmöglichkeiten gibt es in unmittelbarer Nähe; da Pretoria jedoch sehr weitläufig und öffentliche Transportmittel dürftig und nicht unbedingt sicher sind, war es notwendig, während meines Aufenthaltes zeitweise ein Auto zu mieten.

■ Klinikalltag

Mein Klinikalltag bestand aus drei Sessions, von 9 Uhr bis 11 Uhr, von 11 Uhr bis 13 Uhr und von 14 Uhr bis 16 Uhr, die ich ganz nach Belieben in einer der zahnmedizinischen Abteilungen verbringen durfte. Ich durfte behandeln, was immer ich mir zutraute. Ärzte standen jederzeit mit Rat und Tat zur Seite und waren sehr bemüht, mir neue Techniken zu vermitteln. Mein

besonderes Interesse galt der Oralchirurgischen Sektion M.F.O. East, wo ich völlig eigenverantwortlich kleinere chirurgische Eingriffe wie Extraktionen retinierter und nicht retinierter Zähne, Entfernung von Wurzelresten, Abszeßdrainagen und Alveolitis sicca Behandlungen durchführte. Insgesamt bestand meine Patientenklintel in der M.F.O. vorwiegend aus der farbigen, sozial unterprivilegierten Schicht, da die Behandlung seitens der Universität recht kostengünstig ist. Es besteht vor allem bei älteren Menschen ein Defizit hinsichtlich der Mundhygiene, weshalb in der Regel Zahnschmerzen der Grund für den Zahnarztbesuch sind und Extraktion die einzig erschwingliche Therapie ist.

Im Restorative Department machte ich zudem Füllungen und endodontische Behandlungen. Besonders interessant war die Einladung in den OP von Prof. Bütow, der zweimal pro Woche Lippen-Kiefer-Gaumen-Spalten operiert.

Der Standard der Konservierenden Abteilung entspricht dem unseren und versorgt Patienten im erhaltenden Sinne nach ästhetischen Gesichtspunkten. Die Nachfrage war derart groß, dass eine Wartezeit von drei Jahren zur Aufnahme in den Studentenkurs veranschlagt wurde, die Patientenklintel stammte eher aus der wohlhabenden Schicht. Die Universität organisiert außerdem regelmäßige kostenlose Schulbesuche mit einem hervorragend ausgestatteten Zahnarztmobil um Kinder für

Mundhygiene zu sensibilisieren und mit Prophylaxebehandlungen, Füllungen und Fissurenversiegelungen vorzeitigen Zahnverlust zu verhindern. Auch ich hatte die Gelegenheit, gemeinsam mit zwei Mundhygienikerinnen und einem Arzt einen Tag an einer Schule zu verbringen und dort einige Kinder zu behandeln.

Das Behandeln von Kindern bereitete mir viel Freude und war eine neue Erfahrung, da ich in der Universität bisher keine Kinder behandelt hatte.

■ Phelophepa Health Care Train

Meine Mitarbeit im Phelophepa Health Care Train brachte mich nach Letsetele in der Limpopo Provinz, einer sehr armen Region Südafrikas. Diese Klinik auf Schienen versorgt die ländliche Bevölkerung auch in sehr entlegenen Teilen des Landes medizinisch wie auch zahnmedizinisch. Da die meisten Patienten kein Englisch sprechen, werden vor Ort ältere Schüler als Übersetzer eingesetzt. Ansonsten ist die Verständigung mit keinerlei Problemen verbunden, neben Afrikaans ist Englisch zweite offizielle Sprache des Landes. An Bord des Zuges sind Zahnärzte, Augenärzte, Allgemeinmediziner und Psychologen zu finden. Alle arbeiten Hand in Hand, um zumindest eine basale medizinische Versorgung in die entlegenen und sehr armen Teile Südafrikas zu bringen. Jede Form der Behandlung ist sehr günstig und deckt die Ausgaben des Zuges bei weitem nicht. Er wird

vorwiegend mit Spenden von Firmen (im zahnmedizinischen Bereich bspw. von Colgate) und von Universitäten finanziert.

Beispielsweise kostet eine zahnmedizinische Behandlung gleich welcher Art für Erwachsene 10 Rand (ca. € 1,20), für Kinder die Hälfte. Eine Brille kostet 30 Rand und jede Form der Medikation 5 Rand. Jedoch bleibt zu bedenken, dass für viele Menschen selbst diese, auch in Afrika geringen Beträge nur schwer erschwinglich sind. Der Zug bleibt in der Regel für eine Woche an einer Station, bei großer Nachfrage auch zwei Wochen. Auf diese Weise schafft er vier von neun afrikanischen Provinzen im Jahr.

Für die zahnmedizinische Versorgung verfügt der Zug über sechs Behandlungstühle, drei werden zur konservierenden und prophylaktischen Behandlung genutzt, drei ausschließlich für Extraktionen. Alle notwendigen Geräte, wie Röntgenröhre, Ultraschall, Lichtgeräte etc. sind vorhanden, mit Strom- und Wasserausfällen von Zeit zu Zeit muss man jedoch rechnen. Patienten warten auf dem Bahnsteig, werden dort voruntersucht und zu einem der Stühle geschickt.

Die Arbeit wird ausschließlich und selbstständig von Studenten erledigt, der leitende Arzt hilft aber jederzeit und immer gerne. Auch vom Zug aus findet mit Hilfe einer Zahnhygienikerin Aufklärung an umliegenden Schulen statt, sowie die Verteilung von

Zahnbürsten und Zahnpasta. In Letsetele war der Patientenandrang mit 40 bis 60 Patienten pro Tag gemäßig. Da die Sanierungen aber meistens recht umfangreich ausfielen, war unser Arbeitspensum doch erheblich. Arbeitstage begannen um 8 Uhr und endeten mit dem letzten Patienten zwischen 17 und 18 Uhr – mit einer 45-minütigen Pause.

Die Arbeit an Bord war sehr intensiv und lehrreich, die Atmosphäre angenehm. Ich habe die Abende im Kreise des Personals gesellig verbracht und Freunde gefunden.

■ Land und Leute

Ein Auto ist unerlässlich, um das Land wirklich erkunden zu können. Wo immer ich ankam, traf ich auf Hilfsbereitschaft und Gastfreundlichkeit. Ich stehe noch in Kontakt mit vielen Menschen, die mir begegnet sind. Meine Arbeit ließ mir genügend Freiraum um Land und Leute kennen zu lernen. An Wochenenden unternahm ich oft gemeinsam mit anderen Austauschstudenten große Touren, z.B. durch den Blyde River Canyon, Pilansberg und natürlich den Krüger Nationalpark. So konnte ich neben der faszinierenden Tierwelt Afrikas auch atemberaubende Natur und Landschaft erkunden. Die Nähe zu Johannesburg lädt natürlich zu einem Erkundungsausflug in die Millionenmetropole und ins dortige Apartheidsmuseum ein. Insbesondere dort kann man tief ein-

dringen in die Geschichte und Entwicklung des Landes. Aus Sicherheitsgründen muss man einige Regeln beachten. So gibt es gewisse Stadtteile, die man als weißer Tourist besser meidet. Mit Einbruch der Dunkelheit sollte man sich nur noch in ortskundiger Gesellschaft bewegen. Geldbörsen oder gar Handtaschen sollte man nicht bei sich haben; 100 Rand in der Hosentasche sind völlig ausreichend.

Außerdem kann man sich nur in einem Auto relativ sicher fortbewegen, von Erkundungstouren zu Fuß ist dringend abzuraten. Autos sollte man nur auf bewachten Parkplätzen abstellen. Doch selbst dann kann es passieren, dass die Scheiben eingeschlagen werden, was mir leider auch in Hasyview in der Nähe des Krüger-Nationalparks passiert ist.

■ Resümee

Meine Erwartungen bezüglich der Famulatur haben sich mehr als erfüllt. Ich habe viele Erfahrungen gesammelt und mir einiges an Sicherheit und Routine aneignen können, was meine zahnärztliche Tätigkeit angeht. Ich habe Einblick erhalten in den universitären Ablauf eines fremden Landes.

Ich arbeitete in einem Team von Menschen, das völlig uneigennützig sozial Schwachen geholfen hat. Die Dankbarkeit dieser Leute war mir eine große Anerkennung. Eine neue Erfahrung war auch die Arbeit mit infektiösen Patienten. Nicht nur HIV, sondern

auch Tuberkulose und Hepatitis sind häufige Infektionskrankheiten. Da ich während meines Studiums in Deutschland aus rechtlichen Gründen nicht in Kontakt mit infektiösen Patienten komme, habe ich in Afrika wichtige Aspekte im Umgang mit diesen gelernt, was mir im Berufsalltag hilfreich sein wird. Ich habe ein Land und seine Kultur kennen lernen können; diese Erfahrungen sind einmalig und unersetzlich und sprengen jeden Bericht. Ich würde jedem Studierenden einen solchen Auslandsaufenthalt wärmstens empfehlen.

K. Lehmann

Schulbesuch in Südafrika

Als ich am 9. Januar 2003 ins Flugzeug nach Südafrika stieg, ahnte ich noch nicht, was mich alles erwarten würde. Ich wusste vielleicht, dass die Kriminalitätsrate sehr hoch ist oder dass sehr viele Menschen HIV-infiziert sind. Aber was ich dann antraf, war etwas ganz anderes als das, was ich mir vorgestellt hatte.

Ich lebte während der fünf Monate, die ich in Südafrika verbrachte, in Ennerdale. Diese Stadt ist etwa 40 km

von Johannesburg entfernt und hat ungefähr 150.000 Einwohner. Zur Zeit der Apartheid, war Ennerdale eine so genannte „Coloured Community“, in der nur Mischlinge wohnten. Jetzt leben in Ennerdale schwarze und farbige Menschen gemischt. Der Grund, warum es kaum Weiße dort gibt, ist, dass bei den meisten Weißen immer noch die Apartheid in den Köpfen herrscht.

In Ennerdale besuchte ich die Oakdale Secondary School. Dort spielte ich im Volleyballteam mit, wobei unser Team sogar zwei Turniere gewann. Ende Januar durfte ich mit meinem Direktor, seiner Frau und ein paar anderen deutschen Gastschülern nach Mpumalanga reisen, wo wir auch den Krüger-Nationalpark besuchten. Es war sehr interessant für mich zu sehen, wie die wilden Tiere dort ungestört leben können, obwohl täglich tausende von Touristen den Park besuchen. Außerdem war ich in Durban am Indischen Ozean. Dort lernten wir viel über die Inder und ihre Kultur. Mitte April kam dann für mich der Höhepunkt: Kapstadt. Ich war auf Robben Island, wo Nelson Mandela im Gefängnis war, und ich war auf dem Tafelberg, von dem ich einen traumhaften Blick über Kapstadt und über das Kap der Guten Hoffnung genießen konnte. Südafrika ist ein so beeindruckendes und wundervolles Land! In Südafrika werden 11 offizielle Sprachen gesprochen und es leben viele verschiedene Völker in ein und demselben Land.

Ich habe nur Englisch gesprochen, doch neben Englisch habe ich auch ein wenig Sotho gelernt, da ich viele schwarze Freunde habe, die mir ihre Sprache und Kultur näher bringen wollten. Meine Freunde brachten mich zu Orten, in die normalerweise keine Touristen kommen, Orte, an denen sehr arme Menschen in Blechhütten leben, die kein fließendes Wasser oder keinen Strom haben, Notwendigkeiten, die für uns in Deutschland selbstverständlich sind.

Eines beeindruckte mich aber am meisten: Diese Menschen haben nichts, doch sie sind dennoch glücklich. Sie nahmen mich immer mit einer herzlichen Gastfreundlichkeit auf und luden mich sogar ein, in ihren Hütten zu schlafen, was ich natürlich auch tat. Ich war für sie wie ein Familienmitglied – es war für mich ein großes Erlebnis!

Meine Freundin Lerato nahm mich auch mit nach Soweto (South Western Township). Später habe ich herausgefunden, dass viele Deutsche gar nicht wissen, warum Soweto so berühmt ist: In Soweto war der Anfang vom Ende der Apartheid. Am 16. Juni 1976 brannten die Menschen von Soweto (eigentlich nur schwarze Menschen, weil Soweto eine black community ist) ihre eigenen Schulen nieder, weil sie dagegen demonstrierten Afrikaans zu lernen (Afrikaans war die Sprache der weißen Herrscher während der Apartheid). Soweto ist für mich der reizvollste Ort in ganz Südafrika. Man kann die Atmosphäre nicht beschreiben, aber man fühlt

sich, als ob man in einer anderen Welt wäre. Die meisten Menschen in Soweto haben vergessen, was damals Grausames in der Zeit der Apartheid geschehen ist. Als ich mit meinen Freunden durch die Straßen von Soweto gegangen bin, haben viele Menschen mir „umlungu“ zugerufen. „Umlungu“ bedeutet soviel wie „Weiß“. Auch haben sie mich „lemon light“ oder „banana“ genannt. Das kommt daher, weil so gut wie keine Weißen nach Soweto gehen, weil sie Angst haben oder weil sie sich als etwas Besseres ansehen. Man muss wissen, dass die Weißen immer noch die reicheren und die Schwarzen immer noch die ärmeren Menschen in Südafrika sind.

Ich bin sehr glücklich darüber, dass ich nach Südafrika gegangen bin. Ich habe so viel Neues gesehen: arme Menschen, die in ihren Hütten leben, arrogante weiße Menschen, die nicht mit schwarzen Menschen im gleichen Restaurant sitzen wollen...

Nicht nur die Vielfalt der Völker und Sprachen hat mich beeindruckt, auch die vielfältige, südafrikanische Landschaft hat mich zum Staunen gebracht. Im Norden gibt es viele Hügel und ein mehr oder weniger tropisches Klima. In der Mitte des Landes findet man menschenleere Halbwüsten und an den Küsten des Landes bezaubernde Wasserlandschaften mit ihren wunderschönen Stränden, die einen zum Baden einladen. Südafrika hat mich bezaubert und ich hoffe, dass sich

noch mehr Schüler des Ostalb-Gymnasiums dazu entscheiden, in ein Land mit so vielen verschiedenen Welten zu gehen.

J. Thamasett

Meine Zeit in den USA – High School in Potsdam (USA)

■ Von der Idee bis zum Abflug

Alles fing damit an, dass meine Familie vor zwei Jahren eine Austauschschülerin aus den USA aufnahm. Wir hatten noch nie darüber nachgedacht, jemanden aus dem Ausland für längere Zeit aufzunehmen, aber als es sich durch Zufall dann so ergab, bereuten wir es nicht und wir hatten eine tolle Zeit miteinander. Irgendwann brachte meine amerikanische „Schwester“ dann das Thema „Gegenaustausch“ zur Sprache. Sie schlug mir vor, für ein halbes oder auch ganzes Jahr privat in die Vereinigten Staaten zu kommen und dort bei ihrer Familie zu leben. Das ist jedoch nicht der Normalfall. Die meisten Schüler gehen mit einer Organisation, die sich dann um das Schulgeld, das Visum u. ä. kümmert. Ich war natürlich sofort Feuer und Flamme,

denn auch wenn ich solch einen Austausch nie direkt geplant hatte, war so etwas doch schon immer im Hinterkopf gewesen. Weshalb ich mich letztendlich entschlossen habe, weder ein halbes noch ein ganzes Jahr, sondern acht Monate zu gehen, liegt daran, dass ich einerseits so lange wie möglich dort bleiben, aber auf der anderen Seite kein ganzes Schuljahr versäumen wollte. Ich habe mir dann gedacht, dass ich von Weihnachten bis Anfang September dort bleiben könnte und erst kurz vor Schulanfang wieder nach Deutschland zurückkommen würde. Als die privaten Dinge geklärt waren, beantragten wir ein Visum. Das war wohl der schwierigste Teil des ganzen Vorhabens, doch das wussten wir damals noch nicht. Es war ein ewiges Hin und Her, da ich privat reiste, und ich musste letztendlich sogar meinen Flug um zwei Wochen verschieben, weil das Visum einfach nicht ausgestellt wurde. Doch als ich es dann mit sehr viel Verspätung bekam, konnte endlich das Packen, konnte die Vorfreude beginnen.

Ein paar Tage vor dem Abflug wurde mir dann doch ein bisschen mulmig: Hatte ich die richtige Entscheidung getroffen? Wollte ich wirklich acht Monate lang in ein fremdes Land gehen, in dem ich außer meiner amerikanischen Schwester niemanden kannte? Würde ich nicht meine Familie und meine Freunde vermissen? Aber jetzt war die Entscheidung endgültig und ich wollte doch wirklich dorthin ... oder?

■ Die Gastfamilie ...

Der achtstündige Flug verging wie im sprichwörtlichen Fluge und als ich in Montreal (Kanada) landete, war meine Gastfamilie schon da. Alle waren furchtbar nett und ich fühlte mich von der ersten Minute an wohl. Wir fuhren über die amerikanische Grenze und dann direkt zu ihrem Haus, das in dem kleinen Städtchen Potsdam lag. Sie wussten schon, dass es auch eine Stadt in Deutschland gab, die genauso heißt ...

Es stellte sich dann heraus, dass zu der Familie nicht nur der Vater Mark, die Mutter Edie und die beiden Töchter Amanda und Margo gehörten, sondern auch zwei Katzen, drei Hunde, ein Pferd und eine Handvoll Hühner.

■ ... und die Schule

Zwei Tage später fing dann schon die Schule an. Ich war aufgeregt und auch nervös, was sich aber bald legte. Da die amerikanischen Schulen ein anderes System haben, wurde mir nicht vorgeschrieben, welche Schulfächer ich belegen müsse, sondern ich konnte so ziemlich alles selber wählen. Das habe ich dann natürlich so richtig ausgenutzt und viele Musik- und Kunstklassen gewählt, wie zum Beispiel Band, Chor, Kunst und Photographie. Ich hätte noch mehr solche Kurse belegen können, aber ich habe dann doch auch noch Mathematik, Englisch, und Französisch gewählt, weil ich in den acht Monaten ja nicht alles vergessen wollte, was ich bisher hier in

Deutschland gelernt hatte. Jeder Schultag bestand aus acht Schulstunden, was man sich hier nicht unbedingt vorstellen kann, und wenn dann um 14.15 Uhr die Schule aus war, gingen noch viele Schüler in freiwillige Sportgruppen wie Leichtathletik, Volleyball, Baseball, Basketball usw. und kamen dann erst um 17 Uhr nach Hause. Viele Leute sowohl in Deutschland als auch in den USA fragten mich nach Unterschieden zwischen den beiden Schulsystemen. Was ich meistens als Erstes sagte, war, dass in den USA alles viel strenger kontrolliert werde. Ich kann es an meinem Beispiel erklären: Ich hatte jeden Tag eine Freistunde, die auf meinem Stundenplan eingetragen war. Auf dem Stundenplan stand auch, in welchem Raum und bei welchem Lehrer ich mich in dieser Stunde aufzuhalten habe. Da ich aber oft Fotoarbeiten in der Dunkelkammer im Kunstraum zu erledigen hatte, wollte ich diese Freistunden dafür nutzen. Ich musste mir also einen gelben Pass von meiner Kunstlehrerin ausstellen lassen, der besagte, dass es in Ordnung sei, wenn ich diese Stunde in ihrem Raum bliebe. Den Pass musste ich dann meinem „Freistundenlehrer“ vorlegen. Auch wenn man etwa einen Arzttermin hatte, musste man ihn sich offiziell von der Schulleiterin gestatten lassen. Aber trotz dieser Kontrolle war die schulische Atmosphäre sehr freundlich und die Schüler hatten eigentlich zu allen Lehrern ein gutes Verhältnis.

Ein weiterer Unterschied war das Schulgeld: Es ist nicht wie in Deutschland, wo man die Schule umsonst besuchen darf, sondern man muss eine Stange Geld bezahlen, um überhaupt in die High School aufgenommen zu werden. Die Schüler waren auch sehr engagiert außerhalb des unmittelbaren Unterrichts: Wir studierten ein Musical ein, hatten mehrere Konzerte mit der Band und dem Chor, führten ein Theaterstück auf und organisierten eine Kunstausstellung mit Schülerwerken. Auch wenn dies alles natürlich Arbeit mit sich brachte, lohnte es sich immer. Die Zuschauer waren begeistert und uns hat es riesigen Spaß gemacht.

Nach der Schule blieben wir entweder in der Stadt und besuchten Freunde oder wir fuhren heim. Meine Gastschwester hatte schon mit 16 den Führerschein gemacht und dadurch waren wir wirklich unabhängig. Ich hatte eigentlich auch geplant, den Führerschein zu machen, schaffte es aber letztendlich zeitlich nicht mehr. Was ich jedoch machte, war ein so genanntes „permit“ (Fahrerlaubnis), mit dem ich Auto fahren durfte, jedoch nur in Begleitung einer Person, die über 18 war und einen Führerschein besaß.

■ Trips durch die USA

Ich habe mich in meiner Familie sehr wohl gefühlt und sie war immer bemüht, mit mir soviel wie möglich zu unternehmen, was nicht als selbstverständlich anzusehen ist. Aber da die

Mutter Lehrerin war, hatte sie zur gleichen Zeit Ferien wie wir, und so konnten wir viele Ausflüge und Reisen machen. Meine Familie zeigte mir unwahrscheinlich viel von den Staaten: Wir machten im Februar einen Trip nach South Carolina, im April fuhren wir bis nach Florida (eine 24-Stunden-Fahrt!), im Juli unternahmen wir eine 3-wöchige Tour über Ohio und Kentucky bis nach Tennessee und zwei Wochen vor meiner Abreise fuhren wir noch nach Maine ans Meer. Zwischendurch machten wir Tagestrips nach Kanada (was nur zwei Stunden von Potsdam entfernt lag), Washington und Boston. Wenn wir einmal nicht unterwegs waren, organisierten wir Videoabende, spielten zusammen Musik mit verschiedenen Instrumenten, bauten im Winter Schneemänner und manchmal kochte ich der Familie ein deutsches Gericht. Käsespätzle gewannen auf jeden Fall den ersten Platz, auch wenn es meiner Gastfamilie schwer fiel, dieses Wort auszusprechen („Spätschle?“), was sie nicht daran hinderte, es ständig zu probieren. Ich war unendlich traurig, als meine Zeit dort vorbei war. Acht Monate können sehr schnell vergehen. Ich werde meine Entscheidung nie bereuen und wünsche mir auch, meine Gastfamilie so bald wie möglich wieder zu besuchen. In meinem Fall wurde der Aufenthalt in den USA und der Besuch der High School durch einen großzügigen Zuschuss der Richard-Schieber-Stiftung ermöglicht.

Ich kann wirklich jedem nur empfehlen, für ein paar Monate oder länger bei einem Austausch mitzumachen. Dabei gewinnt man nur, seien es Freunde, neue Erfahrungen oder auch einfach nur Englischvokablen.

A. Meltzer

Ein Jahr an einer High School Jahr in Maryland (USA)

Als ich am Flughafen in Stuttgart stand und meinen Eltern Auf Wiedersehen sagen musste, hatte ich noch große Zweifel, ob dieses Jahr so toll sein würde, wie alle immer gesagt hatten. Nachdem ich dann nach unendlich vielen Tränen den Schritt ins Ungewisse gewagt hatte und nach 24 Stunden auf den Beinen in Baltimore, Maryland, USA gelandet war, fehlten mir auch noch die Koffer. Als ich allerdings meine Gastfamilie das erste Mal sah, waren die Probleme erst einmal vergessen. Ich wurde sehr herzlich begrüßt und nach zwei Stunden Autofahrt hatte ich dann auch endlich mein neues Heim auf Zeit gesehen und freute mich schließlich nur noch aufs Bett.

Die ersten paar Tage verbrachte ich im Großen und Ganzen nur damit, dass mir alle Bekannten vorgestellt wurden. Das dauerte ganz schön lange, denn Amerikaner mögen es gerne ihre Verwandten so nah wie möglich um sich zu haben. Und so und nicht anders war es bei meiner Familie eben auch. Als ich dann so nach und nach alle meine neuen Verwandten kennen gelernt hatte, bestanden bei mir keine Zweifel mehr, dass dies ein tolles Jahr werden würde.

In der Schule lief es dann eigentlich auch nicht viel anders ab. In den Klassen stellten mich die Lehrer vor und da ein Austauschschüler nun mal nichts Alltägliches ist, kommt man ganz schnell mit anderen Leuten ins Gespräch. Dies ist auch deshalb nicht schwer, weil Amerikaner überaus gesprächsfreudig sind. Neue Bekanntschaften zu knüpfen und Freunde zu finden war nun auch nicht mehr schwer.

Ich empfand den Unterricht an amerikanischen Schulen ziemlich abwechslungsreich. Zuerst einmal ist es dort nämlich so, dass zwar jeder Schüler gewisse Pflichtfächer belegen muss, dann aber auch noch eine eigene Fächerauswahl hat. Diese Pflichtfächer waren Englisch, Mathematik, eine Naturwissenschaft und dann noch ein Fach, das dem gewählten Profil entsprechend belegt werden musste. Und dann hatte man noch drei Stunden übrig, die man frei belegen konnte. Zumindest konnte ich das. Ein richtiger „High School

Student“ muss sich hierbei natürlich auch wieder seinen Abschlusskriterien anpassen. Aber das ist eine lange und langweilige Geschichte. Ich für meinen Teil habe nun die restlichen drei Stunden im Musikraum verbracht und mich dort an drei verschiedenen Bands beteiligt. Das war mal etwas, was ich an einer deutschen Schule nicht hätte machen können, und es hat riesigen Spaß gemacht und die Bands haben zum Ansehen der Schule beigetragen.

Doch auch das amerikanische Schulleben ließ mir noch genügend Zeit um mich mit Freunden zu treffen. Die erste Stunde von insgesamt acht begann an meiner Schule um 7.30 Uhr und die letzte endete dann um 14.15 Uhr, wobei man nach dem Unterrichtsende keineswegs gleich nach Hause ging. Entweder blieb man noch auf dem Schulparkplatz um mit Freunden zu reden oder man erledigte Hausaufgaben, damit man abends keine mehr zu machen hatte.

Sport wird an amerikanischen Schulen großgeschrieben. Wer Sport treibt, wird schnell in der Schule durch so genannte „sport announcements“ bekannt und trägt dazu bei, seiner eigenen Schule zu Ruhm und Ehre zu verhelfen. Das Training war täglich mindestens zwei Stunden lang nach der Schule und Wettkämpfe gegen andere Schulen fanden auch mindestens einmal wöchentlich statt. Bei diesen Wettkämpfen ging es total professionell zu. Zuerst erfolgte das Warmmachen in

einer gemeinsamen Gruppe, was den Zusammenhalt innerhalb der Schule zeigen sollte. Die eigentlichen Wettkämpfe bestritt dann im Grunde schon jeder für sich selbst, solange es kein Mannschaftssport war, aber im Grunde profitierte die Schule. Am Ende eines Schuljahres werden nämlich alle Punkte, die die Sportler für Ihre Platzierungen bekommen haben, addiert und die Schule mit den meisten Punkten gewinnt dann natürlich eine Art Meisterschaft und darf einen übergroßen Pokal aufstellen. Die beste Schule ist dann natürlich auch mächtig stolz, denn Sieger zu werden erforderte gute Sportler und noch bessere Leistungen. Amerikanische Schüler haben einen ungemeinen Schulstolz. Wenn man auf einer Schule ist, wird alles getan um die eigene Schule in ein gutes Licht zu stellen. Während des Schuljahres gab es vor großen Events wie z. B. vor Homecoming (dem letzten Heimspiel der Footballmannschaft) oder vor Prom (dem Abschlussball der Abschlussklassler) so genannte Spirit Days. An diesen Tagen wurde die Schulzugehörigkeit besonders hervorgehoben. An einem Tag trug man die Schulfarben, an anderen gab es einen Zwillingstag und an wieder anderen Tagen gab es eine Pepp-Rallye. Eine Pepp-Rallye war eine kleinere Veranstaltung, bei der sich die ganze Schule meist in der Turnhalle traf und dort dann Mannschaften anfeuerte, die es vielleicht in ein Endspiel geschafft hatten oder einfach wichtige

Spiele vor sich hatten. Eine solch Rallye gab es auch kurz vor dem Homecoming Game der Football Mannschaft. An diesem Tag fand auch der so genannte „Homecoming Dance“ statt. Ein Ball, den man nur mit Eintrittskarte und herausgeputzt besuchen durfte, fand zu Ehren der Football Mannschaft statt. Ein großes Spektakel, bei dem es im Grunde aber nur darum ging den Abend mit Freunden zu verbringen und dann am Ende vielleicht auch noch als der oder die Schönste ausgewählt zu werden.

Prom, der Abschlussball, war dann allerdings der absolute Höhepunkt während des Schuljahres. Zu diesem Ball durften nur Juniors und Seniors, also 11.- und 12.-KlässlerInnen erscheinen, die natürlich auch eine Eintrittskarte hatten und sich an eine gewisse Kleiderordnung hielten. Eintrittskarten waren immer heiß begehrt und gingen weg wie warme Semmeln. Die Kleiderordnung bestand darin, dass man als Girl nur mit Kleid und als Boy nur mit Anzug, Fliege oder Krawatte zum Ball gelassen wurde. Bei diesem Ball wurden dann auch eine Prom Queen und ein Prom King gewählt, welche normalerweise immer das beliebteste Girl und der beliebteste Boy wurden.

Als ich während meines Jahres in Amerika an solchen Bällen und tausend anderen Sachen teilnahm, hatte ich richtig das Gefühl, ein ganz normaler „American Teen“ zu sein. Im Großen und Ganzen allerdings haben es Jugend-

liche in Amerika nicht gerade leicht. Klar, er oder sie kann schon mit 16 Jahren Auto fahren, aber nur die wenigsten wissen, dass sich amerikanische Jugendliche an weit mehr Regeln und vor allem Gesetze halten müssen als wir Europäer. So muss man beispielsweise mit 16 Jahren um Punkt 24 Uhr das Auto auf dem eigenen Grundstück abgestellt haben, denn erst mit 18 darf man nach 24 Uhr noch mit dem Auto auf der Straße sein. Und dann ist da noch erwähnenswert, dass es einem erst mit 21 erlaubt ist zu rauchen und Alkohol zu trinken. Was ihre Gesetze betrifft, sind die Amerikaner ziemlich streng.

Aber trotz aller Gesetze und Verbote hatte ich „The Time Of My Life“ in Amerika. Ich kann es jedem nur empfehlen. Wer die Chance bekommt, so etwas zu machen, sollte sie auf jeden Fall nutzen. Ich könnte hier noch Stunden weiter erzählen, aber es ist eben doch etwas anderes, wenn man seine eigenen Erfahrungen hat, als wenn man nur zuhören und nicht mitreden kann. Man gewinnt neue Freunde, eine zweite Familie, zu der man immer wieder zurück kann, und die englische Sprache, die man am Ende beinahe wie die eigene Muttersprache beherrscht. Ich kann es also allen nur empfehlen und hoffen, dass der Eine oder die Andere die Chance ergreift und einmal selbst den „American way of life“ erlebt.

S. Haas

Deutsche Schülerakademie – eine besondere Erfahrung

Nachdem ich die Zusage zur Teilnahme an dem Kurs „Pocken, Pest und Polio – Biologie und gesellschaftliche Folgen von Infektionskrankheiten“ der Deutschen Schülerakademie erhalten hatte, freute ich mich sehr, dafür ausgewählt worden zu sein. Gespannte Erwartungen begleiteten mich auf der Anreise nach Braunschweig. Hier fanden vom 29. Juli bis 14. August, also während der Sommerferien die Kurse der Deutschen Schülerakademie in der Jugenddorf-Christophorusschule statt. Bei meiner Ankunft traf ich auf außerordentlich aufgeschlossene, interessierte und begeisterungsfähige Schülerinnen und Schüler, zu denen ich rasch Kontakt herstellen konnte, da sie ebenso motiviert und „auf gleicher Wellenlänge“ waren.

Die dann folgenden Wochen waren vor allem von intensiver und anstrengender Kursarbeit geprägt. In dem von mir besuchten Kurs wurden die Teilnehmer zunächst von den Kursleitern, einer Biochemikerin und einem Wirtschaftsingenieur, mit dem Erlernen der Funktionsweise des Immunsystems in das Thema eingeführt. Dann wurde das Thema mithilfe von Referaten über die verschiedenen Infek-

tionskrankheiten, die die Teilnehmer vor Beginn der Akademie vorbereitet hatten und jetzt präsentierten, näher durchdrungen. Durch Diskussionen, Gruppen- und Projektarbeit, Präsentationen oder kreative Aufgaben wurde das breite Themengebiet „Infektionskrankheiten“ aus biologischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Sicht betrachtet. Dieser Kurs vermittelte aber nicht nur Faktenwissen, sondern es wurden auch systematisches, strukturelles Denken geübt und fachspezifische Methoden wissenschaftlichen Arbeitens praktiziert. Ein ganz wesentlicher Bestandteil der Arbeit in den Kursen war die Erstellung einer Dokumentation: Jeder Kurs fertigte über den Fortgang und die Ergebnisse seiner Arbeit während der Akademie schriftliche Berichte an. Dass dies sehr arbeitsaufwändig war, zeigte sich in den nächtlichen Überstunden. Denn die Dokumentation musste neben der täglichen Kursarbeit, den Projekten und anderen Aufgaben erstellt werden.

Den Höhepunkt des von mir besuchten Kurses sollte zum Einen die Betriebsbesichtigung des Pharmakonzerns „Schering“ in Berlin und zum Anderen ein Interview mit einem HIV-Infizierten darstellen.

Jeder Teilnehmer der Schülerakademie besuchte nur einen Kurs, doch hatte man bei der Rotation auch die Gelegenheit, einen Einblick in die Arbeit des geisteswissenschaftlichen oder mathematischen Kurses zu erhalten. Dies

bedeutete auch für jeden Teilnehmer, in die Rolle des Lehrenden zu schlüpfen und den anderen Teilnehmern die Kursarbeit zu präsentieren.

Neben dem sehr anstrengenden, aber vor allem informativen, interessanten und lehrreichen Kursprogramm wurden kursübergreifende Aktivitäten von Schülern für Schüler angeboten. So konnte man zum Beispiel an Theater, Chor, Orchester oder Diskussionsrunden teilnehmen oder zahlreiche Sportarten ausüben. Diese Aktivitäten sowie Gruppen- und Projektarbeiten stärkten die Gemeinschaft, die geprägt war von

einem ungemein anregenden, offenen und toleranten Klima.

Aus der Akademie konnte ich wichtige Erfahrungen mitnehmen. So war es mir möglich nicht nur bereits vorhandene Kenntnisse zu vertiefen, sondern auch gänzlich neue Gebiete kennen zu lernen. Neben den Kompetenzen im selbstständigen Wissenserwerb wurden auch Grundsätze des wissenschaftlichen Arbeitens und Techniken der mündlichen und schriftlichen Präsentation und Darstellung erlernt und praktiziert. Die wohl wertvollste Erfahrung war das kooperative Arbeiten in einer

Gruppe von ähnlich interessierten und motivierten Jugendlichen und Kursleitern zu einem bestimmten Themenbereich, was das interdisziplinäre Denken und Arbeiten angeregt und den Horizont meiner bisherigen Lebens- und Erfahrungswelt erweitert hat. Die Teilnahme an diesem Kurs der Deutschen Schülerakademie war für mich ein einmaliges und sehr bereicherndes Erlebnis.

S. Vogelgsang



*Jeder Denkende, der seinen Kalender ansieht,
nach seiner Uhr blickt, wird sich erinnern,
wem er diese Wohlthaten schuldig ist.*

*Wenn man sie aber auch auf ehrfurchtsvolle Weise
in Zeit und Raum gewähren läßt, so werden sie
erkennen, daß wir etwas gewahr werden, was weit
darüber hinausgeht, welches allen angehört und ohne
welches sie selbst weder tun noch wirken könnten:
Idee und Liebe.*

Goethe, Maximen und Reflexionen

